

September

No. 9

1897

Der Sozialismus in Spanien.

Von

Prof. Miguel de Unamuno.

(Salamanca.)

Das allgemeine Kulturniveau muss nothwendigerweise in einem Lande wie Spanien, in welchem 11 von den 17 Millionen Einwohnern nicht lesen können, sehr niedrig sein. Es resultirt hieraus eine derartige Ungleichheit des Kulturzustandes zwischen der sehr dünn gesäten gebildeten Klasse und der grossen unwissenden Menge; der geistige Abstand zwischen einem Bauern oder Arbeiter einerseits und dem gebildeten Manne andererseits ist ein derartiger, dass er der Ausbreitung all desjenigen Wissens, welches geeignet wäre, mit dem hergebrachten Schlendrian und den alten Vorurtheilen zu brechen, einen Damm entgegensetzt, und dass er vor allen Dingen die Ausbreitung sozialistischer Doktrinen verhindert, deren günstigstes Feld ja eine allgemeine und gründliche Bildung ist.

Diese Ungleichheit intellektueller Eigenschaften hat die traurige Konsequenz, dass die Einen wie die Anderen, Gebildete wie Ungebildete, ihre soziale Lage für gerechtfertigt, weil unvermeidlich, wie die unabwendbaren Folgen eines Naturgesetzes, halten. So kommt es, dass die Masse des Volkes zwischen dumpfer Resignation und Ausbrüchen brutaler Gewalt hin- und herschwankt, und dass die herrschende Klasse in träger Gedankenlosigkeit dahinlebt.

Wenn nun der allgemeine Bildungsgrad schon ein sehr kläglicher ist, so ist der Zustand, in welchem sich das Studium der Volkswirtschaftslehre befindet, ein noch schlimmerer. Es ist betäubend anzusehen, wie diese Wissenschaft an den Handels-Akademien behandelt wird; und durchaus nicht besser geht es ihr an den Universitäten; in den juristischen Fakultäten wird sie gewissermassen als Eindringling betrachtet, um den man sich am besten nicht kümmert. Man sieht dort nicht ein, in wiefern ihre Kenntniss eine grössere Geschicklichkeit in der Prozessführung verleihen könnte.

Besonders bemerkbar macht sich der geistige Tiefstand in der Jugend des Landes; die jungen Leute jagen ohne Ideale, ohne feste Grundsätze hinter Aemtern her; sie bauen mehr auf den Nepotismus als auf eigenes Können.

Spanien ist in Bezug auf sein geistiges Leben mit einem grossen Sumpfe zu vergleichen, aus dem beständig Miasmen aufsteigen, welche

blutleerendes und vergiftendes Fieber erzeugen. An seinem Rande quaken Frösche und Quabben aller Art, in der Rangordnung sitzend, die ihnen nach der Grösse ihres Bauches gebührt, während die Sonne ihre kahlen Schädel bescheint. Was ausserhalb ihrer Pfütze vorgeht, das kümmert sie nicht, wenn aber einmal eine Lerche, die trillernd in die Lüfte steigt und Freiheitslieder singt, sich im Wasser spiegelt, so plumpsen die trägen Amphibien hinein, um dasselbe zu trüben und das Bild der Sängerin zu verdunkeln, ja sie quaken dann ganz besonders stark, um ihren Gesang zu übertönen.

Versunken in unser angeborenes nationales Nichtsthun machen wir uns auf bequeme Weise die Erfahrungen und Geistesprodukte Anderer zu Nutzen, ohne selbst irgendwie schöpferisch und bahnbrechend zu wirken. Wir zehren lediglich an dem alten nationalen Ruhm und ergehen uns in hohlen Phrasen; so vegetieren wir dahin ohne Aussicht, dass es jemals besser werden wird.

Nur die Arbeiter in den wenigen Industriebezirken zeigen das Verlangen nach Wissen und Bildung, sie dürsten nach Gerechtigkeit, nach Freiheit. An Energie und Fleiss überragen sie weit die studirende Jugend, jenes Proletariat im schwarzen Rock, welches durch elendeste Kriecherei Carriere zu machen sucht.

Spanien ist ein für die sozialistische Propaganda geeigneter Boden. Ein vorzugsweise Ackerbau treibendes Land bewahrt es noch viele ehrwürdige Ueberbleibsel aus dem alten kommunalen Regime; namentlich lebt im Gedächtniss der Landbevölkerung noch immer die Erinnerung an die gute alte Zeit des gemeinsamen Grundbesitzes. In einigen Theilen des Landes hat sich auch noch die periodische Vertheilung von Grundbesitz erhalten, so namentlich in den Provinzen Zamora und Leon.

Seiner Naturanlage entsprechend neigt der Spanier mehr der anarchistischen als der sozialdemokratischen Taktik zu. Er ist kein Freund einer straffen Disziplin und einer geschlossenen, dauernden Organisation. Es ist bekannt, dass, als Bakunin sich von der Internationale trennte, beinahe alle spanischen Delegirten mit ihm gingen, ebenso bekannt sind auch die Ereignisse von Jerez mit der „schwarzen Hand“ (Manu negra), sowie, dass Barcelona vielleicht der Hauptherd des Anarchismus in Europa ist. Nach Allem, was ich in Erfahrung bringen konnte, wage ich zu behaupten, dass unter Wahrung aller durch das Klima bedingten Eigenheiten der spanische Charakter dem russischen ähnelt, namentlich was die Landbevölkerung anlangt. Unser Humorist Figaro (D. Mariano J. de Sarra) vergleicht in seiner Abhandlung „El hombre globo“ die spanische Mittelklasse mit dem Wasser, welches über die Ufer tritt, sich dann verläuft und nur Feuchtigkeit und Schmutz zurücklässt. Die niedere Klasse dagegen gleicht der Erde, die widerstandslos sich treten lässt, deren Bewegungen aber Erdbeben bedeuten.

Die genau umgrenzten und strengen Formen, welche der Sozialismus in seiner wissenschaftlichen Behandlung annehmen kann, finden wenig Anklang bei einem Volke, welches mehr für Phrasen, für äussere Effekte und romantischen Idealismus eingenommen ist. Das Programm der sozialistischen Arbeiterpartei enthält eine ganze Reihe von Punkten, welche

Diejenigen kalt lassen, die sich für anarchistische Propaganda erwärmen oder für die sibyllischen und apokalyptischen Schriften schwärmen, mit denen der sich „Demofilo“ nennende Herausgeber der „Dominicales del libro Pensamiento“ (Sonntagspredigten für Freidenker) das spanische Volk versieht.

Fast die einzigen Bezirke, in denen der Sozialismus Anhänger findet, sind die Industrie- und Handelszentren wie Bilbao, Ferrol, Gijon, Santander, Oviedo, Malaga, Linares, Mataro u. s. w. In Bilbao, das heute die Hochburg des Sozialismus in Spanien ist, kommt noch der Einfluss hinzu, welchen der ernste und beständige Charakter der baskischen Rasse ausübt. Diese Rasse ist sehr intelligent, und wenn sie sich auch schwer entschliesst, für neue Ideale sich zu begeistern, so hält sie doch hartnäckig und mit ganzer Hingabe an ihnen fest, sobald sie sie erst erlasst hat. Und darum verbreitet man in diesen Industriebezirken einen ziemlich abstrakten Marxismus, der aber noch nicht vollständig den besonderen spanischen Verhältnissen angepasst ist. Seine Apostel sind zumeist Arbeiter, viele unter ihnen gewesene Republikaner, denen es an der genügenden Bildung fehlt, um die von ihnen gepredigte Lehre zu hispanisieren. Es giebt allerdings auch unter den oberen Klassen Sozialisten, diese scheuen jedoch das Auftreten in der Oeffentlichkeit, weil sie für ihre gesellschaftliche oder amtliche Stellung fürchten.

Für die indifferente, träge Masse, die in Spanien leider die grosse Mehrzahl bildet, erscheint die Lehre des Sozialismus als die extremste, die man dulden darf, hinter der nur noch der Anarchismus steht, der hier zu Lande mit Dynamit-Attentaten identifizirt wird. Unter Sozialismus versteht man hier Radikalismus und nichts weiter. Infolge ihrer geistigen Trägheit und Denkfaulheit erscheinen der grossen Masse die politischen Doktrinen vom ultramontanen Integritismus bis zum Sozialismus in einer einzigen Linie liegend, gleich wie eine Serie von Farben von weiss bis schwarz. Sie sind nicht im Stande, der Entwicklung von Ideen zu folgen, welche vor sich geht wie das Wachsthum eines Baumes, dessen Zweige ein verschlungenes Geäst bilden.

*

*

*

In Spanien giebt es zwei Fragen, welche nach der Ansicht des Volkes alles Andere in sich fassen, einschliesslich der sozialen Frage, zwei Fragen, welche in der That die Gemüther gefangen nehmen: dieses sind die religiöse Frage und die des Regionalismus oder Partikularismus. Der Kampf der freidenkerischen, rationalistischen und liberalen Elemente gegen den Katholizismus und die Kämpfe innerhalb des letzteren selbst (zwischen dem Katholizismus der Geistlichen und dem des Volkes) absorbiren vor Allem in den Provinzen die Energie der öffentlichen Geistes-thätigkeit. Jede Partei hat ihre bestimmte Stellung im Religionskampf. Auf der andern Seite ist die Frage des Regionalismus eine brennende. Die spanische nationale Einheit ist bisher weder zur Thatsache geworden, noch ist es möglich, die verschiedenen spanischen Landestheile zu einem einheitlichen Ganzen zu vereinen, wenn man die grosse Verschiedenheit der Stände, der Sitten und Gewohnheiten und sogar der Sprache berücksichtigt. Catalonier, Basken, Galiegos, Castilier, alle haben ihre Sonder-

interessen, die oft einander diametral entgegengesetzt sind. Die Republik von 1872 starb an dem Kantonalismus. Die stärkste und zahlreichste republikanische Partei in Spanien war die Föderativpartei (federal pactista), deren Streben dahin ging, Spanien durch Bündnisse der verschiedenen Landestheile untereinander wieder aufzurichten. Bei der geringsten Veranlassung lebte jedoch die alte Antipathie von Provinz zu Provinz wieder auf; der Separatismus erhob sein Haupt. Jede Massregel, welche das Interesse irgend eines Distriktes oder selbst einer Stadt zu bedrohen scheint, hat Konflikte und die Bildung von Defensivligas zur Folge, wie dies noch jüngst bei Gelegenheit der beabsichtigten Aufhebung des General-Kapitanats von Coruña der Fall war. Die Hauptmasse der städtischen Bevölkerung war in Spanien bis vor Kurzem karlistisch oder föderativ-republikanisch gesinnt und ist dies auch zum Theil noch jetzt. Beide politischen Gesinnungen aber sind geeignet, die Bestrebungen des Regionalismus zu fördern. Gegenwärtig entreisst die sozialistische Propaganda in den Industriezentren dem Föderatismus und sogar dem Karlismus Anhänger. Dieselbe republikanische Föderativpartei (partido republicano federal pactista), welche die zahlreichste, populärste und stärkste unter den Republikanern ist, hatte in Folge eines Manifestes, in welchem ihr Oberhaupt D. Francisco Pi y Margall das sozialistische Programm darlegte, eine schwere Krisis zu bestehen. So trennten sich von ihr die Individualisten und die Stockmanchesterleute, und von da an blieb Herr Pi y Margall allein, weil die einen seiner Anhänger sich zum Sozialismus geschlagen hatten, und die anderen zu anderen republikanischen Fraktionen übergetreten waren. Was den Sozialismus betrifft, so kann man sagen, dass in Spanien nur noch Anhänger der marxistischen Lehre bei der sozialistischen Arbeiterpartei zu finden sind, denn Herr Pi y Margall dringt mit seinen gemässigten Ansichten nicht recht durch; es existirt ferner noch eine Gruppe von jungen Litteraten, deren Organ der „Germinal“ ist, die aber in wissenschaftlicher Hinsicht eine Bedeutung noch nicht erlangt haben.

Die Internationale hat in Spanien ein grosses Gebiet, obwohl wenige Anhänger als strikte Sozialisten bezeichnet werden können. Das eigentliche Volkselement Spaniens zeigte sich in der Revolution von 1868 und nur während der Restauration und dank einer Friedensperiode mit den Hoffnungen, die eine solche immer den Gemüthern einflösst, begann der Sozialismus im eigentlichen Sinne Wurzel zu fassen. Im Jahre 1878*) gründeten einige Arbeiter unter Leitung von Pablo Iglesias in Madrid den sozialistischen Arbeiterbund, der erst 1886 in die Oeffentlichkeit trat. Er machte nämlich in diesem Jahre eine gemeinsame Reise nach Barcelona und gab auch die Wochenschrift „El Socialista“ heraus, das Zentral-Organ der Partei, welches von Pablo Iglesias inspirirt wird und die breiten Massen über Ziel und Zweck des Sozialismus aufzuklären bestimmt ist.

Die sozialistische Arbeiterpartei Spaniens hat bisher vier Kongresse abgehalten, von denen der erste, auf dem 16 Gruppen vertreten waren, in Barcelona stattfand. Auf demselben wurden die Lokalverbände organisiert

*) Verschiedene der folgenden Daten habe ich dem Artikel „El partido socialista en España“ (die sozialistische Partei in Spanien) entnommen, welchen Pablo Iglesias im Mai dieses Jahres in der Zeitschrift „La España Moderna“ veröffentlicht hat.

und ein Nationalkomitee mit dem Sitz in Madrid gebildet. Dies Komitee hat stets den Regionalismus, sowie die auf Dezentralisation gerichteten Bestrebungen bekämpft, und so erklärt es sich, dass die Partei in Barcelona keine zahlreichen Anhänger besitzt. Barcelona ist die bevölkerteste und industriereichste Stadt Spaniens, zu gleicher Zeit aber auch Madrid sehr feindlich gesinnt und jeder Zentralisation abhold. In Barcelona sind die Arbeiter entweder Anarchisten oder Republikaner, Ultramontane oder sozialistische Possibilisten, ohne ein gründliches Programm trachten sie nur danach, Vortheile durch Assoziationen zu erreichen, etwa in der Art der englischen Trades-Unions.

Der zweite Kongress, auf dem 23 Gruppen vertreten waren, wurde in Bilbao abgehalten. Es wurde auf demselben beschlossen, sich an Wahlkampf zu betheiligen, um vor allen Dingen eine Uebersicht über die verfügbaren Kräfte zu erlangen.

Auf dem dritten Kongress in Valencia waren 37, auf dem vierten in Madrid 45 Gruppen vertreten. Auf diesem letzteren wurde die allgemeine Organisation reformirt.

Im nächsten Jahre wird der fünfte Kongress abgehalten werden, an dem sich mindestens 50 Gruppen betheiligen werden.

Ausserdem existirt die sogenannte Union General de Trabajadores (allgemeine Arbeitervereinigung), die im Jahre 1888 von Sozialisten begründet wurde und von solchen geleitet wird. Zu derselben gehört der grösste Theil der Arbeitervereine mit insgesamt 6000 Mitgliedern. Dieser Verein hat verschiedene Streiks durchgeführt, unter anderen einen bedeutenden Streik im Industriebezirk von Malaga. Er hat bereits 5 Kongresse abgehalten und war auch durch einen eigenen Delegirten auf den internationalen Kongressen von Paris und London vertreten.

Die sozialistische Arbeiterpartei in Spanien betheiligt sich regelmässig an den Wahlen, die in Spanien musterhaft sind; d. h. in Bezug auf Korruption, Zwang, Bestechung und Stimmzettelfälschung. Bei uns finden die Wahlen statt durch Stimmenkauf, durch regierungsseitig ausgeübten Druck, sowie durch den Zwang, den die Grossgrundbesitzer auf die Landbevölkerung ausüben. Auch kommen Fälschungen von Wahlprotokollen vor; all' das lässt aber die uninteressirte Masse, aus welcher ja der grösste Theil der Nation sich zusammensetzt, vollständig kalt. Die Schuldigen gehen dabei immer straflos aus, da die Gerichte von der Regierung abhängen und sich vor derselben beugen, wie das Rohr vor dem Winde. Die Regierung hat nicht nur die Majorität der Stimmen für sich, sondern sie bezeichnet auch den Oppositionsparteien die Sitze, welche sie im Parlament einzunehmen haben, sodass sie sowohl die Abgeordneten der Opposition wie die der ministeriellen Partei in der Tasche hat.

Bei solcher Sachlage ist die sozialistische Partei zum Wahlkampfe geeilt, wobei sie 1891 etwa 5000, 1893 etwa 7000 und 1897 etwa 14000 Stimmen bekam. Heute hat sie unter den Stadtverordneten in Bilbao 4 Abgeordnete, desgleichen hat sie solche in Ferrol, Mataro und noch einer anderen Stadt.

Die Sozialisten haben in Spanien immer das öffentliche Wahlrecht respektirt und stets den Stimmenkauf verfolgt. Der erzieherische Einfluss der Partei auf die breite Masse des Volkes ist gross, und seine Fortschritte

bedeutend, obgleich dies der Bourgeoispresse entgeht, da sie der sozialistischen Bewegung wenig Aufmerksamkeit schenkt.

Die Partei verfügt über sechs Wochenschriften, eine vierzehntägig und eine zehntägig erscheinende Zeitschrift, letztere ist illustriert. Tageszeitungen hat sie nicht, von den Wochenschriften sind die beiden bedeutendsten „El Socialista“ (Der Sozialist), das in Madrid erscheinende Zentralorgan der Partei und „La Lucha de Clases“ (Der Klassenkampf) in Bilbao, letzterer hat die grösste Auflage und ist am meisten verbreitet.

Wegen des verhältnissmässigen Mangels an Bildung und der Eigenheiten des spanischen Charakters entbehren die genannten Pressorgane noch immer nicht eines gewissen verbissenen Tones und ergehen sich oft in Gewaltausbrüchen, weil sie es lieben, Prinzipienfragen auf das persönliche Gebiet zu übertragen. La Lucha de Clases überschreitet bisweilen die Grenze des guten Geschmacks, namentlich bei Angriffen auf Personen. Man entschuldigt sich damit, dass man nur mit dergleichen den rohen Arbeitern imponiren könne; mir aber will es scheinen, dass dieses gerade das schlechteste Erziehungsmittel sei. Der hervorragendste, streitbarste und thätigste Verfechter der sozialistischen Sache, Pablo Iglesias, einer der besten und uneigennützigsten Agitatoren, der nur zu oft unter den absurdesten Verläumdungen der Bourgeoispartei zu leiden hat, thut sein Möglichstes, um jener Untugend zu steuern, indem er Mässigkeit, Ueberlegung und Wahrung der guten Formen predigt, und wirklich sind seine Bestrebungen nicht ganz vergebens gewesen.

Ausserdem thun sich Presse und Redner der Sozialisten durch demonstrativ zur Schau getragenen Antikatholizismus und Irreligiosität hervor. Dies ist aber kein Mittel, um für die sozialistische Partei Propaganda in Spanien zu machen, wenn man bedenkt, dass die gläubigen und werktthätigen Anhänger der angestammten Religion sozialistischen Doktrinen sehr wohl zugänglich sind. Es ist ein sehr krasser Irrthum, zu glauben, dass der Katholizismus der spanischen Volksmasse mit dem Sozialismus unverträglich sei; wenn man nicht die religiösen Gefühle der Leute verletzt, so würden sie sehr wohl sozialistische Ideen in sich aufnehmen. Wollten die Sozialisten Spaniens einmal ihren so provokatorisch zur Schau getragenen Antikatholizismus ablegen, so würden die in der katholischen Volksmasse schlummernden und keineswegs geringen Keime des Sozialismus sehr bald Wurzel schlagen. Diejenigen, die einstweilen sich noch mit Schlagwörtern abfinden, wie z. B. „Ergebung in der Armuth“, „Wohlthun im Reichthum“, „Brod und Katechismus“, würden sehr bald zu einer anderen Anschauung gelangen, denn ihre Unwissenheit ist es namentlich, welche sie die Vorzüge des Sozialismus nicht erkennen lässt.

Ein anderer Nachtheil des spanischen Sozialismus ist der, dass seine Hauptträger sich bisher noch nicht ernstlich mit dem landwirthschaftlichen Problem befasst haben und daher nicht erkennen, wie sehr der spanische Bauer ein Opfer des Wuchers und der staatlichen Ausbeutung ist. Ich persönlich glaube, dass in Spanien Henry Georges besser verstanden wird, als Karl Marx.

Ebensowenig war der sozialistischen Partei Spaniens ihre Taktik von Vortheil, gegen die republikanischen Parteien systematisch geschlossen

vorzugehen, und ihre Abneigung, mit ihr in rein politischen Dingen gemeinsame Sache zu machen. Andererseits ist es sicher, dass die Republikaner die Sozialisten mit den unehrenhaftesten Waffen bekämpfen, ja, selbst direkte Verleumdung nicht scheuen.

Ich kann übrigens der sozialistischen Arbeiterpartei den Vorwurf der Herrschsucht und zu rigoroser Disziplin nicht ersparen. Wenn man den spanischen Volkscharakter ernstlich berücksichtigt, so muss man sich sagen, dass solche Maassregeln, wie Ausstossung eines Mitgliedes der Partei, wenn es einmal seine Stimme einem Bourgeois Kandidaten gegeben haben sollte, zu weit gehen. Man muss sich vielmehr der Art, wie das Volk sich zu geben pflegt, anpassen. Es ist weder ein gutes pädagogisches, noch ein taktisches Prinzip, gegen nationale Gewohnheiten ankämpfen zu wollen. Etwas anderes ist die Disziplin in einer Partei bei einem Volk, welches, wie z. B. das deutsche, in seinem Heere ein Muster einer straffen Subordination besitzt, und ein anderes ist bei Nationen, wie der spanischen, welche nie über die Guerillakriege und das Herumziehen in irregulären Massen sich hat erheben können. Das spanische Volk widersteht ebenso sehr einer systematischen und organischen Präzision der Doktrinen, wie der Ordnung und Disziplin da, wo es heisst, thatkräftig und praktisch vorzugehen. Es lässt sich vielmehr viel leichter durch unbewusste Impulse leiten und geht lieber in grossen ungeordneten Massen vor, als in systematisch geordneten Heereshaufen. Schlagwörter wie Gott, König und Vaterland haben schon oft Unmassen von Landbewohnern in Kampf und Tod geführt, welche nicht einmal wussten, für wen sie stritten, und unbewusst für sozialistische Ideale zu Felde zogen. Wenn es einmal hier in Spanien zu einer gewaltigen sozialistischen Bewegung käme, so würde sie mehr den Bauernkriegen des 16. Jahrhunderts gleichen, als den gegenwärtigen Arbeiterunruhen in den Industriestaaten.

Diesem Stande des Volksbewusstseins steht bei den leitenden Kreisen ein gehaltloser Doktrinarismus und leeres patriotisches Phrasengeklingel gegenüber, welches sich in der Tagespresse breit macht und zum lächerlichsten Chauvinismus ausartet, sowie ein ständiges Lügensystem. So z. B. giebt die Presse sich vielfach den Anschein, als ob Spanien das Schicksal Cubas sehr nahe ginge, während man doch zu jeder Stunde in allen Cafés und in jeder Gesellschaft den Wunsch hören kann: wollte Gott Cuba ginge uns verloren! Denn fast Niemandem liegt etwas an der Insel, man beklagt nur tief den Verlust an Geld und Blut, welcher lediglich eine Folge unserer stupiden, willenlosen Hingabe an die Regierung ist.

Spanien ist für die Aufnahme der sozialistischen Propaganda sehr reif, wenn letztere sich von Ideen frei machen wollte, die vom Auslande gekommen aber für Spanien nicht anwendbar sind, und wenn man etwas mehr die traditionellen, religiösen und sozialen Gefühle studiren wollte. Es ist gar viel von der spanischen sozialistischen Jugend zu erhoffen, deren Ideen nicht wenig Anhänger unter den Studirenden besitzen. Letztere sind dann, wenn sie in das praktische Leben eintreten, frei von den Untugenden der Sozialisten der alten Schule, die sich s. Z. aus der republikanischen Revolutionspartei rekrutirten, welche die Revolution von 1868 zu Wege brachte.

Darwin.

Von

Dr. Bruno Borchart

(Wilmsdorf).

Derjenige Naturforscher unseres Jahrhunderts, dessen Name, wie kein zweiter, auch der unwissenschaftlichen Welt bekannt geworden ist, dessen Forschungsergebnisse und Theorien einen umgestaltenden Einfluss auf die gesammte Weltanschauung unserer Zeit ausgeübt haben, ist unstreitig Charles Darwin. Am 12. Februar 1809 zu Shrewsbury in England als Sohn eines begüterten Arztes geboren, genoss er eine sorgfältige Erziehung und lernte schon früh die Vorgänge in der Natur mit unbefangenen Blicke beobachten. Seit dem Jahre 1825 studirte er in Edinburg Medizin; später wandte er sich in Cambridge rein naturwissenschaftlichen Studien zu, und erhielt 1831 den ersten akademischen Grad. Im selben Jahre entschloss er sich zur Theilnahme an der Expedition, die unter dem Kapitän Fitzroy auf dem Schiffe Beagle zur Erforschung von Südamerika von England abging. Auf dieser fünfjährigen Reise sammelte er eine Fülle von Beobachtungen, die sich zum Theil bereits in der Richtung der Entwicklungslehre bewegten. Nach seiner 1836 erfolgten Rückkehr beschrieb er die Reise in seinem ersten Werk „The Naturalist's Voyage round the World“ (Eines Naturforschers Reise um die Welt), das zu den lesenswerthesten der englischen Litteratur gehört.

Der ersten Veröffentlichung folgten einige Werke geologischen Inhalts: „Geologische Betrachtungen über vulkanische Inseln“ (1842), „Geologische Beobachtungen über Südamerika“ (1846) und das berühmte Werk über den „Bau und die Verbreitung der Korallenriffe“ (1842), in welchem Darwin den Zusammenhang über die verschiedenen Arten der Korallenriffe zu ergründen suchte und die Theorie aufstellte, dass der Meeresboden, auf dem die Korallenthierchen bauten und noch bauen, sehr langsam und allmählich sinkt, wodurch die Riffe von oft bedeutender Höhe entstehen.

Da Darwin kränklich war — er litt an Magenlähmung —, und seine äusseren Verhältnisse ihm gestatteten, ganz nach seinem Gefallen zu leben, so zog er sich auf ein Landgut bei Down, sechs Meilen von London, zurück, wo er in stiller Weltabgeschiedenheit ganz seinen wissenschaftlichen Forschungen lebte. Er hatte sich 1839 mit seiner Cousine Emma Wedgwood verheirathet, einem gebildeten, wenn auch sehr gottesfürchtigen Mädchen, die sich ihm jedoch willig unterordnete, und in der Besorgung des Hauswesens sowie in der Erziehung der Kinder — der Ehe waren drei Söhne und eine Tochter entsprossen — eine sie befriedigende Aufgabe fand. Bei der Erziehung seiner Kinder befolgte Darwin den Grundsatz, möglichst die in ihnen liegenden Neigungen zu wecken und dieselben sich frei entfalten zu lassen, ohne in unnöthiger Weise, wie es leider so häufig geschieht, Zwang auf sie auszuüben; die ausserordentlich grosse Freiheit, mit der seine Kinder heranwuchsen, hat in der Folge die schönsten Früchte getragen.

In der stillen Abgeschiedenheit zu Down entstanden in den oftmals geringen Stunden, welche die quälende Krankheit zur Arbeit frei liess, eine ganze Reihe hervorragender Werke theils botanischen, theils zoologischen Inhalts, die seinen Namen in der Geschichte der Wissenschaft unsterblich

machen würden, auch wenn er nicht der Schöpfer der Entwicklungslehre wäre. In seinen botanischen Werken, welche über „Die Befruchtung der Orchideen“ (1862), „Bewegungen und Lebensweise der Kletterpflanzen“ (1865), „Insektenfressende Pflanzen“ (1875), „Die Wirkung der Selbst- und Kreuzbefruchtung im Pflanzenreich“ (1876), „Das Bewegungsvermögen der Pflanzen“ (1880) handeln, werden nicht nur eine Fülle von Einzelbeobachtungen mitgetheilt und mit einander verbunden, sondern es ist in ihnen auch deutlich der Einfluss der Entwicklungslehre, die sich in Darwin's Geist immer klarer gestaltete, zu erkennen. Dasselbe gilt von seinen zoologischen Werken über „Cirripeden (Rankenfüssler)“ (1851—53), „Die fossilen Lepadiden,“ „Die fossilen Balaniden“ (1854), Untergruppen der Cirripeden, „Die Bildung der Ackererde durch die Thätigkeit der Regenwürmer“ (1881). Jede dieser Monographien ist ein Denkmal geduldigen, exakten Forschens, das das Gepräge des Darwin'schen Geistes zeigt, der sorgfältig auch die kleinsten und scheinbar unbedeutendsten Thatsachen sammelt und mit kritischer Schärfe sichtet und ordnet. Das zuletzt genannte Werk z. B., die letzte Veröffentlichung Darwin's überhaupt, enthält trotz seines verhältnissmässig geringen Umfanges die Resultate von vierzigjährigen Studien, in denen er die Lebensgewohnheiten dieser scheinbar so unbedeutenden Thiere beobachtete, wodurch er zu der Erkenntniss kam, dass sie von erheblichem Einfluss auf die Bildung der Ackererde sind, in welcher die Pflanzen am besten gedeihen. Indem die Regenwürmer die Erde, aus der sie die Nahrungsstoffe aufsaugen, durch ihren Darmkanal gehen lassen, zerkrümeln sie sie und bringen sie in ihrem Auswurf aus tieferen Schichten an die Oberfläche, wodurch sie ausserordentlich zur Durchwühlung der Erde beitragen.

Diejenige Lehre, welche Darwin's Namen in den weitesten Kreisen bekannt gemacht hat, die speziell mit dem Namen Darwinismus bezeichnet wird, ist die Entwicklungslehre. Obwohl schon Darwin's Grossvater, Erasmus Darwin, 1731—1802, die Behauptung aufgestellt hatte, dass die Arten der Pflanzen und Thiere nicht unveränderlich seien, sondern sich je nach den Umständen, in denen sie leben, verändern, woraus er bereits geschlossen hatte, dass die verschiedenen Arten nicht durch einen Schöpfungsakt geschaffen seien, sondern sich aus einigen wenigen entwickelt hätten, trotzdem zu Anfang des Jahrhunderts auch Lamarck und Goethe ähnliche Ansichten aussprachen, blieben sie doch unbeachtet und das Dogma von der Unveränderlichkeit der guten Arten beherrschte die Naturwissenschaften in Darwin's Jugendzeit unbeschränkt; es ist ja bekannt, dass die Pariser Akademie in dem Streite zwischen Cuvier und Geoffroy St. Hilaire sich unbedingt auf die Seite des Ersteren stellte, der die Lehre von der Veränderlichkeit der Arten für eine unwissenschaftliche, durch nichts gestützte Hypothese erklärte.

Darwin wurde schon früh auf viele Thatsachen aufmerksam, die ihm die Ueberzeugung von der Veränderlichkeit der Arten durch Anpassung an ihre äusseren Lebensbedingungen beibrachten; aber er suchte emsig nach einem Erklärungsgrunde für diese Veränderung. Es wird erzählt, dass das Buch von Malthus über die Uebervölkerung ihn zuerst auf den Gedanken brachte, dass derselbe Kampf ums Dasein, der sich im menschlichen Leben abspielt, auch im Thier- und Pflanzenreich vorhanden ist, dass dauernd eine jede Art sich übermässig vermehre und gegen ihre Unterhaltsmittel drücke, so dass zwischen

den Individuen jeder Art ein erbitterter, wenn auch meist unbewusster Kampf ums Dasein entstehe, aus dem diejenigen Individuen siegreich hervorgehen und sich fortpflanzen, die am besten für diesen Kampf ausgerüstet sind, die sich am vorzüglichsten den gegebenen Verhältnissen anzupassen vermögen. Durch das Ueberleben der am besten den Lebensbedingungen angepassten Individuen entsteht dann der Schein hoher Zweckmässigkeit, den viele Organismen zeigen, und der seit Socrates so oft als Beweis für die Existenz einer nach bewusstem Plane wirkenden schöpferischen Kraft herbeigezogen ist.

Diese Meinung trat bei Darwin nicht als ein geistreicher Gedanke auf, den er nun in unwissenschaftlicher Weise breit entwickelte, sondern Jahr für Jahr reihte er Beobachtung an Beobachtung, Experiment an Experiment, prüfte seine Schlüsse und die Einwendungen, die dagegen erhoben werden konnten und von seinen Freunden erhoben wurden, bis sich ihm der Mechanismus, nach welchem die Natur schafft, immer klarer und klarer offenbarte, und er eine durch ein ungeheures Thatachenmaterial gestützte Theorie geschaffen hatte. Trotzdem hielt er mit der Veröffentlichung seiner Lehre zurück und erst im Jahre 1859, nach achtundzwanzigjähriger Arbeit, entschloss er sich auf dringendes Zureden seiner Freunde dazu. 1858 hatte ihm Wallace aus Indien das Manuskript einer Abhandlung zugesandt, in der die Entstehung der Arten in derselben Weise erklärt wurde; um den Ruhm seiner vieljährigen Arbeiten nicht zu verlieren, wurde diese Abhandlung auf das Drängen von Darwin's Freunden und mit Wallace's Zustimmung zugleich mit einem Entwurfe der Darwin'schen Lehren und einem Briefe veröffentlicht, in welchem er bereits ein Jahr vorher seine Ansichten dargelegt hatte. Im nächsten Jahre, 1859, erschien dann das umfassende Werk, welches die neue Lehre in wissenschaftlicher Weise begründet erhielt, „Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl.“ Weiteres Material zur Beurtheilung der angeregten Fragen enthielt das 1867 veröffentlichte Werk über „Das Variiren der Thiere und Pflanzen im Zustande der Domestikation.“

Es ist bekannt, welch ungeheure Entrüstung Darwins „Entstehung der Arten“ hervorrief. Dass von den Kanzeln aller Kirchen herab Darwin für einen verruchten Gottesleugner, sein Buch für ein Ausfluss der finsternen Mächte des Unglaubens erklärt wurde, kann am Ende nicht Wunder nehmen; denn es ist der modernen Naturwissenschaft nun einmal bestimmt, sich im Kampfe gegen die Kirche durchzusetzen. Aber auch in den wissenschaftlichen Kreisen stiess das Werk auf den stärksten Widerspruch, und kaum ein namhafter Naturforscher erklärte sich für Darwin. Nur langsam und allmählich errang sich die Entwicklungslehre ihren Platz unter den wissenschaftlichen Theorien, und heute wird es kaum noch von irgend einem ernst zu nehmenden Naturforscher bestritten. Aber man sträubte sich mit ausserordentlicher Zähigkeit gegen die Konsequenzen, die sich aus ihr für die Entwicklungsgeschichte des Menschen ergeben. Schon in der Entstehung der Arten hatte Darwin angedeutet, dass durch seine Lehre auch auf die menschliche Entwicklungsgeschichte ein neues Licht geworfen werden könne; 1871 erschien dann sein Werk über „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl“, worin er seine Lehre auf den Menschen anwendet. Selbstverständlich kann auch dieser keine Ausnahme von den allgemeinen Naturgesetzen bilden, er kann die Ordnung der Natur nicht durchbrechen, sondern muss sich ihr in derselben Weise einordnen,

wie die übrigen Thiere und Pflanzen. Somit betrachtet Darwin den heute lebenden Menschen als das Resultat einer vieltausendjährigen Entwicklung, die mit niederen Formen begonnen hat, so dass der stolze Mensch und der menschenähnliche Affe von einer gemeinsamen Urform abstammen. Die Verwandtschaft, die zwischen Menschen und Thieren besteht, wird auch in der folgenden Schrift „Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei Menschen und Thieren“ (1872) erörtert.

Die eigentliche Bedeutung der Darwin'schen Lehre scheint mir nicht sowohl in der Betonung der Entwicklung der Arten und des Menschen zu bestehen, als vielmehr darin, dass hier zum ersten Male mit Erfolg ein mechanisches Prinzip der Naturerklärung auf die biologischen Erscheinungen angewandt ist. Viele Einzelheiten der Theorie sind im Laufe der Zeit fallen gelassen oder geändert worden; die Vererbung erworbener Eigenschaften z. B. gilt heute in Fachkreisen nicht nur nicht für erwiesen, sondern zum grossen Theile als widerlegt; die an Weismann anschliessende Richtung, die unter den jüngeren Forschern immer mehr an Ausdehnung gewinnt, verlegt die Möglichkeit einer Vererbung nur in das Keimplasma, so dass später eintretende Veränderungen, die sog. erworbenen Eigenschaften, nicht vererbbar sind. Aber die Entscheidung solcher Einzelfragen, so wichtig sie an sich sind, ist für die Beurtheilung der Lehre und ihrer Bedeutung gleichgiltig; diese liegt, wie gesagt, in der erfolgreichen Durchführung einer mechanischen Naturauffassung. Die moderne Physik und Chemie hatten diese Auffassung am konsequentesten durchgeführt; durch die grossen Physiologen, die sich an Johannes Müller anschlossen, Helmholtz, du Bois-Reymond, Brücke, Ludwig u. A. wurde die mechanische Auffassung auch auf die physiologischen Erscheinungen angewandt und die physikalische Richtung in der Medizin zur siegreichen Anerkennung geführt. Durch Darwin wurde zum ersten Male eine mechanische Erklärung der biologischen Verhältnisse, der wunderbaren Zweckmässigkeit in den organischen Gebilden gegeben. Diese aber berühren den Menschen viel unmittelbarer, als die todtten Körper, mit denen sich Physik und Chemie beschäftigen. Mochte in der todtten Welt immerhin eine strenge Mechanik herrschen, deshalb konnte der Mensch, die Krone der Schöpfung, durchaus noch etwas der übrigen Natur fremd Gegenüberstehendes und sie Beherrschendes sein, und thatsächlich haben sich viele hervorragenden Männer mit einer solchen dualistischen Naturauffassung begnügt. Durch Darwin wurden nun aber die am Menschen bewundernten Eigenschaften auch als naturgemäss und mechanisch entstanden erklärt, und somit die moderne, mechanische Naturauffassung auf den Menschen selbst unmittelbar angewendet. Dadurch gewann diese Auffassung ungemein an Bedeutung und musste von Neuem in einen Kampf auf Leben und Tod mit kirchlichen und anderen dualistischen Anschauungen gerathen, aus dem sie naturgemäss nur siegreich hervorgehen konnte, und zwar hatte sie das Denken der breitesten Volkskreise aufgewühlt, denen sonst wissenschaftliche, z. B. physikalische und chemische Fragen, ferner lagen, die aber durch diesen Kampf um die Darwin'sche Lehre der modernen Naturauffassung gewonnen wurden.

In diesen Kampf wurde auch das Verhältniss der Entwicklungslehre zum Sozialismus hineingezogen. Seit jeher ist es, man kann fast sagen, durch Alter ehrwürdige und geheiligte Sitte der jeweiligen Machthaber gewesen, allem Neuen in der Wissenschaft auch politisch auflösende, destruktive Tendenzen vorzuwerfen; namentlich die Vertreter der kirchlichen Autoritäten haben hierin

eine unerreichte Virtuosität erlangt. So konnte es nicht ausbleiben, dass gegen Darwins Lehre diese Beschuldigungen erhoben wurden; sie führe in ihren Konsequenzen zum Sozialismus, schrie man in allen Tonarten; sie untergrabe jedes Gefühl für Moral und moralische Verantwortung und fördere daher eine hab- und raubgierige Gesinnung, die alles Bestehende stürzen und die Begehrlichkeit der Massen aufstacheln wollte. Diesen albernen Vorwurf empfanden viele scharfsinnige Vertreter des Darwinismus tiefer, als alle wissenschaftlichen Einwendungen. Aus bürgerlichen Kreisen hervorgegangen, mit bürgerlicher Bildung aufgewachsen, waren sie zwar längst mit jeder kirchlichen und übernatürlichen Weltauffassung fertig und traten überall für die mechanische Naturauffassung in die Schranken; der Sozialismus und Kommunismus aber, mit dem sie sich nie beschäftigt hatten, von dem sie nur gelegentlich etwas in ihren Zeitungen lasen, galt ihnen als eine Verirrung des menschlichen Geistes, die an ihren eigenen inneren Widersprüchen scheitern müsse. Da galt es, jede Gemeinschaft, die ihre Anschauungen etwa mit denjenigen der sozialistischen und kommunistischen Volksverführer haben könnten, weit von sich zu weisen. Im Gegentheil musste betont werden, dass gerade die moderne Wissenschaft es sei, die der gefährlichen Schlange des Kommunismus den Kopf zertrete, indem sie die Unmöglichkeit seiner Ziele aus der Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur nachweise. Der Darwinismus lehre den unvermeidlichen Kampf ums Dasein, aus dem der Stärkste als Sieger hervorgehe; somit weise die Natur selbst auf eine nothwendige Ungleichheit hin. Bei Gleichheit aller Menschen würde bald Hungersnoth ausbrechen müssen, da die Natur nicht genügend Nahrung für alle bei ungehemmter Vermehrung entstehenden Wesen einer Art hervorbringen könne; deswegen entstehe eben der Kampf, der die Ungleichheit fördere und die Stärksten und Besten übrig lasse. So beweise die Darwin'sche Lehre, dass die vom Kommunismus erstrebte Gleichheit etwas Unmögliches, der Natur selbst Widersprechendes sei, und liefere somit die besten Waffen im Kampfe gegen die finsternen Mächte des Umsturzes, gegen die sozialistischen Feinde der gesellschaftlichen Ordnung. Häckel z. B. führte in seiner berühmten Streitschrift gegen Virchow derartige Argumente an.

Andererseits wollten die Vertreter des Sozialismus diese Konsequenz nicht zugeben. In dem Kampfe zwischen alter und neuer Weltanschauung stehen sie naturgemäss auf der Seite der letzteren; denn ihre revolutionäre Meinung auf ökonomischem Gebiete bethätigt sich natürlich auch auf allen anderen Gebieten, die sie mit ihrem Denken umfassen. Eine Lehre nun, die für die neue Weltanschauung von fundamentaler Bedeutung war, und der sie begeistert anhängen, sollte in ihren Konsequenzen den Sozialismus als unsinnig widerlegen? Das war unmöglich! Im Gegentheil, bei dem innigen Zusammenhange, der alles Denken eines Individuums verbindet, muss der Darwinismus bei richtiger Deutung sogar direkt zum Sozialismus hinführen und diesen als ein nothwendiges Ergebniss aus der neuen Weltanschauung folgern lassen. So entstand die Litteratur, die von sozialistischer Seite aus den Nachweis der Verwandtschaft zwischen der Lehre Darwins und den sozialistischen Theorien zu führen sucht; ich erinnere nur an Ferri, der Darwin direkt als einen Vorläufer von Marx behandelt, und an Aveling, der soeben *) in der Neuen Zeit eine aus-

*) Neue Zeit, 1896/97, No. 50. S. 752.

fürliche Begründung seines Standpunktes, dass der Darwinismus eine der stärksten wissenschaftlichen Stützen des Sozialismus bildet, ankündigt.

Mir erscheint diese Ansicht ebenso verfehlt, wie die gegentheilige. Die Darwin'sche Lehre ist eine naturwissenschaftliche Theorie, der wissenschaftliche Sozialismus eine national-ökonomische, und ich vermag nicht einzusehen, was sie mit einander zu thun haben. Gewiss ist der Satz der materialistischen Geschichtsauffassung richtig, dass die ökonomische Struktur einer Gesellschaftsformation in erster Linie auch für ihren ganzen geistigen Ueberbau massgebend sei; doch kann sich das nicht auf einzelne wissenschaftliche, speziell naturwissenschaftliche Lehrmeinungen beziehen, sondern auf die Grundrichtung des Denkens. Es ist sicherlich nicht als blosser Zufall zu betrachten, dass während des feudalen Mittelalters in den Naturwissenschaften keine wesentlichen Fortschritte gemacht worden, während im 19. Jahrhundert die mechanische Naturauffassung überall zum Durchbruch und zum Siege gelangt. Es zeigt das, dass die allgemeinen Verhältnisse der bürgerlichen und der sich aus ihr entwickelnden sozialistischen Gesellschaft der Entfaltung des auf die Natur gerichteten wissenschaftlichen Denkens günstiger sind, als die Verhältnisse der vorangegangenen Epoche. Daraus aber einen Schluss auf den logischen Zusammenhang zwischen naturwissenschaftlichen und ökonomischen Forschungsergebnissen zu ziehen, scheint mir durchaus unrichtig; mit demselben Rechte oder vielmehr Unrechte, mit dem man die Darwin'sche Lehre zur Bekämpfung oder zur Unterstützung des wissenschaftlichen Sozialismus heranzuziehen sucht, könnte man es mit jeder anderen naturwissenschaftlichen Lehre thun, z. B. mit dem weltumfassenden Satz von der Erhaltung der Energie. Darwin selbst war sich der Heterogenität der Wissensgebiete, die er und Marx bearbeiteten, sehr wohl bewusst; als Marx ihm 1873 die zweite Ausgabe seines Werkes „Das Kapital“ zusandte, betonte er in seinem Dankschreiben sein geringes Verständniss der behandelten national-ökonomischen Fragen.

Den Kampf, der sich an die Veröffentlichung der „Entstehung der Arten“ und mit erneuter Heftigkeit an die der „Abstammung des Menschen“ anschloss, überlebte Darwin; es war ihm vergönnt, den Sieg der von ihm vertretenen Lehre, ihr Eindringen in alle bedeutenden Fachkreise sowohl, wie in das Denken der breitesten Massen, noch zu erleben. In der Westminster-Abtei fand der grosse Forscher, der am 19. April 1882 entschlief, ein würdiges Grabmal.

Die Entlohnung im Zukunftsstaat.

Von

Gabriel Deville

(Paris.)

I.

Marx hat bewiesen, dass überall, wo ein Theil der Gesellschaft das Monopol der Produktionsmittel besitzt, der Arbeiter, ob frei oder nicht, gezwungen ist, der zu seinem eigenen Unterhalt notwendigen Arbeitszeit noch ein Mehr von Arbeit hinzuzufügen, um damit die Unterhaltungskosten für den Besitzer der Produktionsmittel zu schaffen.

Während eines Theiles seines Arbeitstages reproduziert der Arbeiter nur das Aequivalent dessen, was er für seinen Unterhalt empfängt. „Den Theil des Arbeitstages also,“ sagt Marx, „worin diese Reproduktion vorgeht, nenne ich notwendige Arbeitszeit, die während

derselben verausgabte Arbeit, nothwendige Arbeit. Nothwendig für den Arbeiter, weil unabhängig von der gesellschaftlichen Form seiner Arbeit. Nothwendig für das Kapital und seine Welt, weil das beständige Dasein des Arbeiters ihre Basis. Die zweite Periode des Arbeitsprozesses, die Arbeiter über die Grenzen der nothwendigen Arbeit hinausspannt, kostet ihm zwar Arbeit, Verausgabung von Arbeitskraft, bildet aber keinen Werth für ihn. Sie bildet Mehrwerth, der den Kapitalisten mit allem Reiz einer Schöpfung aus Nichts anlacht. Diesen Theil des Arbeitstages nenne ich Surplusarbeitszeit, und die in ihr verausgabte Arbeit: Mehrarbeit (surplus labour).¹⁾

Man sieht, was die Ueberarbeit ist. Sie ist keineswegs der theoretische Ausdruck eines sozialen Verhältnisses, welches immer existirt hat und immer existiren wird. „Die Natur produziert nicht auf der einen Seite Geld- oder Waarenbesitzer und auf der anderen blosser Besitzer der eigenen Arbeitskräfte. Dieses Verhältniss ist kein naturgeschichtliches und ebensowenig ein gesellschaftliches, das allen Geschichtsperioden gemein wäre.“²⁾

Ebenso wie alle ökonomischen Begriffe, hat die Ueberarbeit ein historisches Gepräge und ist in Folge dessen eine vorübergehende Erscheinung. Sie entspricht einer bestimmten Situation und darf nicht in Anspruch genommen werden für ein Milieu, dessen ökonomische Bedingungen verschieden sind von denjenigen, welche sie haben entstehen lassen.

Aus diesem Grunde würde keine Rede von Ueberarbeit in dem einzigen Sinne, welchen dieses Wort bekommen hat, sein, wenn die Arbeitszeit nicht mehr eine Waare sein wird, eine Waare, welche ihr Besitzer, dem die materiellen Mittel fehlen, um sie allein zu verwerthen, genöthigt ist, zu verkaufen und welche nur soweit verkaufbar ist, als „sie die Produktionsmittel als Kapital erhält, ihren eigenen Werth als Kapital reproduzirt und in unbezahlter Arbeit eine Quelle von Zuschusskapital liefert.“³⁾

Ich gebe zu, in der heutigen Gesellschaft wird durch die Ueberarbeit der Reservefonds geliefert, ich gebe auch zu, dass man immer einen Reservefonds brauchen wird.

Bedeutet das aber, dass ausserhalb der eben auseinandergesetzten, gegentheiligen allgemeinen Betrachtungen es möglich sei, daraus einen Beweis für die Fortdauer der Ueberarbeit zu ziehen? Produziren ist ein Ding, und die Art wie man produzirt, ist ein ander Ding. Weil man immer produzirt hat und immer wird produziren müssen, so folgt daraus nicht, dass man auch immer auf dieselbe Weise produzirt hat und es ebenso immer thun wird. Das Fortbestehen eines Reservefonds bedingt ebensowenig das Fortbestehen der augenblicklichen Form der Verwirklichung dieses Fonds, als das Fortbestehen der Produktion das Fortbestehen derselben Art und Weise des Produzirens bedingt.

„Welches immer die gesellschaftliche Form des Produktionsprozesses, er muss kontinuierlich sein oder periodisch, stets von Neuem dieselben Stadien durchlaufen. So wenig eine Gesellschaft aufhören kann zu konsumiren, so wenig kann sie aufhören zu produziren. In einem stetigen Zusammenhang und dem beständigen Fluss seiner Erneuerung betrachtet, ist jeder gesellschaftliche Produktionsprozess daher zugleich Reproduktionsprozess. Die Bedingungen der Produktion sind zugleich die Bedingungen der Reproduktion. Keine Gesellschaft kann fortwährend produziren, d. h. reproduziren, ohne fortwährend einen Theil ihrer Produkte in Produktionsmittel oder Elemente der Neuproduktion rückzuverwandeln.“⁴⁾ In den verschiedensten ökonomischen Gesellschaftsformationen findet nicht nur einfache Reproduktion statt, sondern, obgleich auf verschiedenem Maassstab, Reproduktion auf erweiterter Stufenleiter. Es wird progressiv mehr produziert und mehr konsumirt, also auch mehr Produkt in Produktionsmittel verwandelt. Dieser Prozess erscheint aber nicht als Akkumulation von Kapital und daher auch nicht als Funktion des Kapitalisten, so lange dem Arbeiter seine Produktionsmittel, daher auch sein Produkt und seine Lebensmittel, noch nicht in der Form von Kapital gegenüberstehen.⁵⁾

1) Das Kapital. I. Band. 4. Aufl., pag. 178.

2) Ibid. pag. 131—132.

3) Ibid. pag. 583.

4) Ibid. pag. 528.

5) Ibid. pag. 561—562.

Das sagt Marx über die Reproduktion und die Akkumulation. Da diese in der Periode des Kapitalismus, und nur in dieser, den Gesetzen des Kapitals gehorchen, ist es ganz natürlich, dass sie die Ueberarbeit zur Grundlage haben, denn dort, wo das Kapital herrscht, kommt ausser den Unterhaltskosten der Arbeiter, mit anderen Worten ausser den Löhnen, die das Produkt der nothwendigen Arbeit sind, alles andere vom Mehrwerth, d. h. von der Ueberarbeit her. Offenbar aber bleibt der Kapitalist, der „unbezahlte Arbeit unmittelbar aus den Arbeitern auspumpt und in Waaren fixirt, . . . keineswegs der letzte Eigenthümer dieses Mehrwerths. Er hat ihn hinterher zu theilen mit Kapitalisten, die andere Funktionen . . . vollziehen. . . . Der Mehrwerth spaltet sich daher in verschiedene Theile. Seine Bruchstücke fallen verschiedenen Kategorien von Personen zu und erhalten verschiedene, gegen einander selbständige Formen . . . Der Bruch des Mehrwerths in verschiedene Stücke ändert nichts an seiner Natur, noch an den nothwendigen Bedingungen, worin er zum Element der Akkumulation wird.“⁶⁾

Wenn Reproduktion und Akkumulation heute ebenso wie die Produktion die Ueberarbeit zur Grundlage haben, so werden sie ebensowenig wie die letztere diese Grundlage behalten, wenn der Kapitalscharakter der meisten Produktionsmittel verschwunden sein wird und mit ihm der Unterschied, welchen er zwischen nothwendiger und Ueberarbeit bedingt. Dies folgt nicht nur aus der Auslegung der Marx'schen Theorie, sondern Marx hat es noch ausdrücklich auseinandergesetzt.

„Die Beseitigung der kapitalistischen Produktionsform erlaubt den Arbeitstag auf die nothwendige Arbeit zu beschränken. Jedoch würde die letztere, unter sonst gleichbleibenden Umständen, ihren Raum ausdehnen. Einerseits weil die Lebensbedingungen des Arbeiters reicher und seine Lebensansprüche grösser. Andererseits würde ein Theil der jetzigen Mehrarbeit zur nothwendigen Arbeit zählen, nämlich die zur Erzielung eines gesellschaftlichen Reserve- und Akkumulationsfonds nöthige Arbeit.“⁷⁾

Man sieht, es ist kein Zweifel möglich. Der erste Band des Kapital besagt: Die Ueberarbeit wird nicht mehr bestehen unter der kollektivistischen Produktionsweise; ein Theil der heutigen Ueberarbeit wird nothwendige Arbeit werden.

Ein Argument hat man mir entgegengehalten. Man hat mich auf eine Stelle im dritten Bande des „Kapital“ hingewiesen, die folgendermassen lautet: „Meharbeit überhaupt, als Arbeit über das Maass der gegebenen Bedürfnisse hinaus, muss immer bleiben. Im kapitalistischen, wie im Sklavensystem u. s. w. hat sie nur eine antagonistische Form und wird ergänzt durch reinen Müssiggang eines Theils der Gesellschaft. Ein bestimmtes Quantum Mehrarbeit ist erreicht durch die Assekurranz gegen Zufälle, durch die nothwendige, der Entwicklung der Bedürfnisse und dem Fortschritt der Bevölkerung entsprechende, progressive Ausdehnung des Reproduktionsprozesses. . . .“⁸⁾

Dieser zitierte Passus scheint mir aber nicht die sonst für Marx charakteristische Schärfe und Vollendung der Form zu haben. Es wird uns dies nicht wunderbar erscheinen, da wir wissen, dass dieser Theil des Werkes, geschrieben in den Jahren 1864/65, unvollendet geblieben ist. Zugegeben, dass wirklich ein Widerspruch zwischen dieser Stelle des dritten Bandes und der zitierten des ersten besteht — mir scheint die Differenz mehr scheinbar als wirklich — so drückt doch unzweifelhaft die letztere Marx wahre Ueberzeugung aus. 1867 veröffentlicht und später nochmals von ihm durchgesehen, liegt der erste Band als ein vollkommenes Ganzes vor, während Krankheit und Tod Marx leider verhinderten, die folgenden Bände gleichfalls vollkommen abzuschliessen.

II.

Nachdem ich im Allgemeinen bewiesen habe, dass die Ueberarbeit keine dauernde Erscheinung sein wird, habe ich durch möglichst häufiges Zitiren von Marx' eigenen Worten zu zeigen versucht, dass Marx sehr wohl diese Ansicht theilte und nicht mit

⁶⁾ Ibid. pag. 527—528.

⁷⁾ Ibid. pag. 492—493.

⁸⁾ Das Kapital. III. Band, 2 Theil, pag. 354.

Recht als Vertreter der gegentheiligen Behauptung betrachtet werden kann. Ich habe Gewicht darauf gelegt, diesen Beweis zu führen, weil mir die Meinung Marx' ganz speziell entgegengehalten worden ist. Stützt sich mein Beweis auf ernsthafte Argumente? Ich behaupte es, aber selbst dann, wenn ich mich über die Meinung Marx' in dieser Materie irren sollte, würde ich es um nichts weniger für begründet halten zu behaupten, — aus den vorher angeführten allgemeinen Gründen — dass es weder Ueberarbeit noch Lohn geben wird in einer Organisation der Gesellschaft, die auf der Vergesellschaftung der Produktionsmittel beruht.

Wenn Alles, was ein Marx gelehrt hat, mit der grössten Sorgfalt studirt zu werden verdient, darf man doch deshalb nicht ein blosser Nachbeter Marx' sein wollen. Weniger als jeder Andere vielleicht würde Marx Nachsicht gehabt haben für eine Nachahmung dieser Art, die so ganz entgegen gesetzt ist seinem eigenen Forschungsverfahren. Nehmen wir von Marx seine Methode, folgen wir ihm auf dem Wege, welchen er zuerst und so wunderbar vollendet gebahnt hat; aber so bescheiden auch unsere intellektuellen Fähigkeiten neben denjenigen dieses Gedankenriesen sein mögen, verzichten wir deshalb nicht auf unser Recht selbstständig zu denken. Nehmen wir an, was Marx gesagt hat, wenn unser Verstand einsieht, dass Marx Recht hat und nicht einfach, weil Marx das gesagt hat. Dem blinden Glauben würde der geniale Theoretiker des modernen Sozialismus sicherlich die Zustimmung aus Vernunftgründen oder selbst eine vernünftige Kritik vorziehen.

In der sozialistischen Gesellschaft wird also die Ueberarbeit nicht mehr bestehen, die Arbeit jedes Einzelnen wird auf die nothwendige Arbeit beschränkt sein. Unter diesen Bedingungen wird die Entlohnung des Einzelnen, da sie nicht das geringste Maass unentgeltlicher Arbeit mehr zulässt, nicht mehr das sein, was man Lohn nennt.

Wenn man untersucht, worin diese Entlohnung bestehen wird, und wie sich die neue Vertheilung der Produkte vollziehen wird, muss man vermeiden, sich auf denjenigen Standpunkt zu stellen, welchen in der heutigen Gesellschaft die gegenwärtige Art der Vertheilung und die Eigenthumsform, welche erstere bestimmt, bedingen. Bei einer Produktionsart, die in allen Klassen eine Konkurrenz entfesselt, derart, dass der Nutzen des Einen unbedingt die Schädigung eines Andern bedeutet, ist augenscheinlich die Tendenz vorhanden, die Dinge nur vom persönlichen Standpunkt aus zu schätzen. Aber wenn die Produktionsmittel das gemeinsame Eigenthum der Gesellschaft, der Gesamtheit der Arbeiter sein werden, wird der ganze Vortheil des Einzelnen nicht mehr in dem beruhen, was er speziell vor Anderen voraus hat. Wie wird es denn in dieser Beziehung in Zukunft sein?

Es wird so sein, dass Dinge, welche heute nur die besitzende Minderheit angehen, für Jeden ein nothwendiges Bedürfnis sein werden, und dass die Einrichtungen der Gesellschaft den Bedürfnissen eines Jeden Genüge leisten werden, während sie in ihrem heutigen Bestand für die grosse Mehrzahl nur Lasten ohne entsprechenden Ersatz bedeuten.

Ist es nicht in der That ganz klar, dass ebenso wie das Interesse des individuellen oder Kollektivkapitals dieses heute zwingt, einen Theil des durch Ueberarbeit produzierten Mehrwerthes, dem Ersatz des Werthes der verbrauchten Produktionsmittel, der Einbringung der Verwahrungskosten, der Begründung eines Reserve- und Versicherungsfonds, der Vergrösserung der Produktion zu widmen, ebenso diese Ausgaben jedem Arbeiter erwachsen würden, wenn er Miteigenthümer des gemeinsamen Vermögens, Aktionär der grossen Gesellschaft geworden ist? Diejenigen, welche den Profit von der Arbeit haben, müssen auch die Last der Beschaffung dieses Profits übernehmen. Was Sache der Kapitalisten ist, wird von nun an, morgen, die Gesamtheit der Arbeiter angehen. Bevor der Arbeiter alle Früchte seiner Arbeit geniessen kann, wird er, dem Zwang der Verhältnisse folgend, auch für eine regelmässige Erneuerung dieser Früchte und ihre Ausdehnung zu sorgen haben. Die Nothwendigkeit der Arbeit wird sich für Jeden verdoppeln, durch den Zwang für sich selbst, das Fortbestehen dieser Arbeit unter den günstigsten Bedingungen zu sichern. Man wird verstehen, wie von dem Augenblicke an, wo die vorher aufgezählten Ausgaben unwiderrufflich für Jeden zu einer ökonomischen Nothwendigkeit werden, es natürlich sein wird, sie in die nothwendige Arbeit aufzunehmen. Die Uebertragung der

Kosten, welche heute die Ueberarbeit schaffen muss, auf die nothwendige Arbeit, wird nichts weniger als eine grundlose Phantasie, vielmehr vollkommen gerechtfertigt sein. Es wird dies nicht eine willkürliche Veränderung der Benennung sein, da die Veränderung des Namens nur eine Folge wäre einer Veränderung, die mit den Dingen selbst vorgeht.

Ist es nicht ausserdem augenscheinlich, dass Jeder nicht nur ausserordentlichen Nutzen ziehen wird aus dem, was ihm zum persönlichen Gebrauch dient, sondern auch aus Allem, was der Gesamtheit zur Verfügung steht? Wenn Jeder so aus seiner Arbeit einen zweifachen Vortheil ziehen wird, wäre es da nicht wunderbar, wenn der Einzelne nicht bereitwilligst zur Verwirklichung alles dessen hingeben würde, was für jeden Einzelnen, also auch für ihn, einen Vortheil bedeutet? Also wird Jeder durch seine Arbeit sowohl das erhalten, was er für seinen persönlichen Gebrauch nöthig hat, wie auch das, was, indem es ohne Unterschied Allen zur Verfügung steht, jedem Einzelnen selbst, also auch ihm selbst nützt. Das Letztere wird z. B. der Fall sein mit verschiedenen öffentlichen Wohlfahrtseinrichtungen: der Hygiene, des Unterrichts, der Versorgung der Arbeitsunfähigen (Kinder, Invaliden, Greise) u. s. w.

Alle Ausgaben dieser öffentlichen Wohlfahrtseinrichtungen liegen, auch ganz abgesehen von der Pflicht der Solidarität, die dann eine Folge der eigenthümlichen Lebensbedingungen sein wird, ihrer Natur nach direkt im Interesse jedes Einzelnen. Also von dem Augenblick an, wo auf die eine oder die andere Weise alle Arbeit des Einzelnen ihr Aequivalent in Vortheilen haben wird, wird kein Theil dieser Arbeit mehr als Ueberarbeit aufgefasst werden können, weil doch der eigentliche Charakter der Ueberarbeit darin besteht, dass, wer sie leistet, hierfür Entschädigung erhält, und es wird daher in der Gesellschaft nur noch eine Art von Arbeit geben, die nothwendige Arbeit.

In der That wird ein Theil des Totalproduktes der gesellschaftlichen Arbeit, der Summe aller privatorganisirten Arbeit, von vornherein zu Ausgaben dienen, die nöthig geworden sind, durch die Erneuerung der gebrauchten Produktionsmittel, durch die allgemeinen Verwaltungskosten, durch einen Versicherungsfonds gegen die bekannten meteorologischen Unfälle, durch die Ausdehnung, welche die Produktion erhalten muss, um den Nutzen Aller zu vergrössern, durch die Kosten der verschiedenen öffentlichen Wohlfahrtseinrichtungen, der Hygiene, des Unterrichts, der Versorgung der Arbeitsunfähigen u. s. w. Von dem Rest werden die Arbeiter, männliche wie weibliche, Gutscheine⁹⁾ erhalten können, die ihren Anspruch auf eine ihrer Arbeitszeit entsprechende Summe von Produkten bestätigen.

Indem ich so das Wesen der Entlohnung in der Zukunft untersuchte, habe ich mich bemüht, den Gebrauch von Ausdrücken zu vermeiden, welche nicht das Wesen der Dinge wirklich wiedergeben. Deshalb habe ich auch nicht gesprochen von dem „Recht eines Jeden auf den Ertrag seiner Arbeit.“ Dieser Ausdruck „Ertrag seiner Arbeit“, der etwas zu bedeutend scheint, erweist sich, wenn man ihn analysirt, als ganz ungenau. Ich brauche nur an die Worte zu erinnern, mit denen Marx diesen Ausdruck so treffend charakterisirt, um dies zu beweisen.

„Jedem den Ertrag seiner Arbeit“ sagt man? Dann müsste also Jeder das von ihm selbst erzeugte Produkt erhalten, ausser wenn es, wie wahrscheinlich, sich nur um den Werth dieses Produktes handelt. Aber selbst wenn diese Verbesserung vorgenommen ist, wird die Konfusion um nichts geringer. Wovon ist denn eigentlich die Rede? Von dem Gesamtwert der Produkte oder nur von dem Mehr an Werth, das die Arbeit dem

⁹⁾ In Bezug hierauf hat mich mein Freund Eduard Fortin auf eine Stelle im zweiten Band des Kapital hingewiesen, wo Marx in Bezug auf diese Gutscheine die sehr wichtige Bemerkung macht, diese Bons seien kein Geld, sie zirkuliren nicht. Ich kann hier nicht näher auf diesen nicht weiter in Betracht kommenden Punkt eingehen und beschränke mich darauf, daran zu erinnern, dass in der sozialistischen Gesellschaft der Entgelt der Arbeit nicht unbegrenzt von Einem zum Anderen weitergehen wird. Die erste That der Bons wird zugleich ihre letzte sein. Sie werden einmal bewirken, dass ein Ding seinen Ort wechselt und wenn das geschehen ist, keine Gültigkeit mehr haben.

Werth der verbrauchten Produktionsmitteln zugefügt hat? Wenn jeder Arbeiter den Ertrag seiner Arbeit erhalten soll, was werden die bekommen, welche nicht arbeiten können? Fragen wir nicht weiter, denn es ist zu leicht, immer neue Schwierigkeiten zu finden, welche der in Frage stehende Ausdruck entstehen lässt.

Die französischen Sozialisten, welche diesen Ausdruck gebrauchen, haben nur einem richtigen Gedanken eine falsche Form gegeben. Sie denken mit uns, dass für Jeden in der sozialistischen Gesellschaft jeder Theil seiner Arbeit im Bereiche der gesellschaftlichen Produktion seine Entschädigung haben wird, dass es hier nicht, wie in der kapitalistischen Gesellschaft, Arbeiten ohne Entgelt geben wird, dass die Entlohnung in der Zukunft, mit ihrem doppelten Charakter als Einzelnutzen und Kollektivnutzen, für Jeden die Entschädigung seiner ganzen Arbeit sein wird.

Sozialdemokrat oder Sozialist?

Von

H. M. Hyndman.

(London.)

Namen und Bezeichnungen haben häufig Anlass zu bitteren und zuweilen zu blutigen Streitigkeiten unter zivilisirten Menschen gegeben. Dies mag sehr unphilosophisch und unklug sein, aber wir brauchen nicht bis zu der Geschichte von Alexandrien und Konstantinopel zurückzugehen, um diese Wahrheit zu entdecken. Und man wird finden, dass sich hinter dem Namen oder der Abänderung eines Namens, der den hitzigen oder selbstmörderischen Streit entfacht hat, im Allgemeinen irgend eine Idee verbirgt, welche tief in das Gemüth der Kämpfenden eingedrungen ist — so wenig dies auch später erkannt worden ist. Wir haben Alle über die unbedeutende Veränderung eines Vokals gelächelt, welche in theologischen Konflikten grosse Städte mit Blut überschwenmt hat, und haben darüber gestaunt, dass menschliche Wesen so sinnlos sein könnten, sich gegenseitig die Kehlen abzuschneiden wegen des unbedeutenden metaphysischen Streites, ob es richtiger wäre, die Naturen der unbegreiflichen Wesen einer unbegreiflichen Dreieinigkeit als ähnlich oder als gleich zu bezeichnen. Doch es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass den Menschen jener Tage dieser Unterschied etwas bedeutete, was bis an die Wurzel ihres gemeinsamen Christenthums heranreichte. Es bedeutete bei ihnen ebenso viel, wie die rothe oder weisse Rose den Anhängern von York und Lancaster in früheren Zeiten, und war ihnen ebenso fühlbar, wie die Farbenunterscheidung zwischen Grün und Orange den heutigen Irländern.

Zweifelloos ist es sehr thöricht, blossen Namen das Recht einzuräumen, uns von der Betrachtung von Gegenständen abzulenken, und zu dulden, dass das Vergangene das Gegenwärtige und Zukünftige beeinflusse, blos weil wir uns an gewisse Sprechformen gewöhnt haben und an ihnen hängen. Aber wo solche Namen die Bezeichnung für bestimmte Prinzipien der Religion, Moral, Kunst oder Politik ausdrücken und decken, kann man schwerlich dafür getadelt werden, dass man eine grosse Wichtigkeit einer kleinen Aenderung von Bezeichnungen beimisst, welche leicht eine vollständige Aenderung des Sinnes bedeuten kann. Ein römischer Katholik, ein Anglikaner, ein Methodist und ein Mitglied der griechischen Kirche machen Alle den Anspruch darauf, Katholiken zu sein, und sind zweifellos Christen. Aber sie würden Alle erstaunt sein, wenn man von ihnen verlangen würde, sich gemeinsam als „Anhänger des heiligen Lammes“ zu bezeichnen, mit der Begründung, dass dies eine sehr verständliche

Bezeichnung wäre, und dass doch eigentlich solche Punkte, wie die unbefleckte Empfängnis und Göttlichkeit der heiligen Jungfrau, die Anbetung von Bildnissen wie Nichtanbetung von Bildnissen, das Cölibat der Priesterschaft und die Unfehlbarkeit des Papstes, keine so wichtigen Gegenstände seien im Vergleich zu dem allgemeinen Glauben an die Kreuzigung und der gemeinsamen Annahme des Vaterunsers als Mittel, die Gottheit anzurufen. Sie würden sicher sagen, dass der Unterschied in den Prinzipien unmittelbar an dem Punkte beginne, wo der enge gemeinsame Boden aufhöre, und dass eine solche Bezeichnung, wie die vorgeschlagene, zu Missverständnissen führen würde. Andere Erläuterungen können leicht aus der Politik hergenommen werden. Aber man braucht keine ausführliche Prüfung, um zu beweisen, dass wenn Männer und Frauen einen bestimmten Namen angenommen und sich an ihn gewöhnt haben, um ein bestimmtes Prinzip auszudrücken, sie sich sehr ungern von ihm zu Gunsten einer allgemeineren Bezeichnung trennen, aus Furcht, durch diese allgemeinere Bezeichnung den Eindruck zu hinterlassen, dass sie ihre Prinzipien aufgegeben hätten. Diese wenigen Bemerkungen führen mich unmittelbar zu dem Gegenstand dieser Abhandlung, welcher natürlich eine direkte Beziehung zu der heutigen sozialistischen Bewegung in Grossbritannien hat.

I.

Die allgemeine Annahme ist, dass die Bezeichnungen Sozialdemokrat und Sozialdemokratie, wie vieles andere heutzutage, aus Deutschland in unser Vaterland eingeführt worden sind. Dies ist ein Irrthum. Der zusammengesetzte Name Sozialdemokrat wurde zuerst gebraucht und bis zu einem gewissen Grade populär gemacht von dem berühmten Chartistenführer Bronterre O'Brien in seinem „Volksführer“ fast vor jetzt 60 Jahren — also einige Zeit, bevor man von Marx, Engels und Lassalle hörte. O'Brien war ein Katholik und ein Papiergeldmensch, aber er war in gewissen Beziehungen der fähigste und weitschauendste der Chartisten. Er war z. B. der Meinung, dass Handelsgesellschaften, bestehend aus dem, was er „die Aristokraten der Arbeit“ nannte, mit allen möglichen Bestimmungen, die Anzahl der Lehrlinge in den Gewerben zu beschränken, und erfüllt von dem ausdrücklichen Bestreben, eine privilegierte Klasse unter den Arbeitern zu schaffen, sich zweifellos zu einer mehr oder weniger reaktionären Macht gegen die Interessen der Masse der arbeitenden Bevölkerung entwickeln würden. Kann Jemand leugnen, dass seine Befürchtungen bis zu einem grossen Theile gerechtfertigt gewesen sind? Er erklärte sich auch ausdrücklich gegen den Freihandel als ein Panacéa für Arbeiterfehler und setzte klar auseinander, dass ein solcher Freihandel, wie er von Fox und Villiers, Cobden und Bright vorgeschlagen worden war, eine durchaus kapitalistische Maassnahme wäre. Nichts oder sehr wenig Gutes würde davon für das Volk herauskommen, wenn nicht der Grund und Boden und die Maschinen verstaatlicht würden. Seine Voraussagungen haben sich in vollem Maasse bestätigt. Kurz, O'Brien war trotz aller seiner rückständigen Ansichten das, was wir heute einen Sozialdemokraten nennen; er trat für den Klassenkampf, als unvermeidlich, mit eben solcher Wucht ein, wie irgend ein Sozialist des Festlandes vor oder nach ihm. Seine religiösen und wirtschaftlichen Irrthümer trübten nicht die Hauptwahrheiten, die er vertrat.

Ein Sozialdemokrat war also nach O'Brien ein Mann, der die sozialen Fragen als die wichtigsten ansah und sie durch kollektivistische und demokratische

Thätigkeit zu lösen wünschte. Demokratische Thätigkeit braucht noch nicht nothwendigerweise kollektivistisch zu sein, und kollektivistische Thätigkeit braucht noch nicht nothwendigerweise demokratisch zu sein. Denn die Fragen, welche bei Beginn der Regierung der Königin auftauchten, waren nicht sehr verschieden von denen, welche bei ihrem Ende nach einer Lösung derselben drängen; obgleich die grosse wirtschaftliche Entwicklung der letzten zwei Generationen unsere Aufgabe in der That leicht macht im Vergleich zu der der Chartisten, welche sozialistische Ansichten vertraten. Und damals wie jetzt gab es überdies unter den vorgeschrittenen Männern solche, welche wünschten, persönliche Diktatur von oben an die Stelle der freiwilligen demokratischen Unterordnung zu setzen, und andere, welche etwas wie Einmischung von Seiten einer Majorität als direkten Angriff auf persönliche Freiheit übel nehmen mit dem übertriebenen Hinweis auf das, was sie eigene Individualität zu nennen liebten. O'Brien gebrauchte den Ausdruck Sozialdemokrat, um die Ansichten Derjenigen zu bezeichnen, welche eine vollständige soziale Umgestaltung unter demokratischen Formen herbeizuführen wünschten.

Natürlich hat sich viel seit O'Brien's Zeiten geändert. Sozialdemokraten und Sozialdemokratie stellen jetzt eine Reihe von viel deutlicher bestimmten Meinungen und eine viel grössere Schaar von geordneten Truppen dar, als es im Jahre 1839 möglich war. Jedoch sind die Ideen, welche diese Worte ausdrücken, nicht sehr verschieden von dem, was sie waren, als sie zum ersten Male das Licht der Welt erblickten. Die grossen und wachsenden sozialdemokratischen Parteien Deutschlands und Oesterreichs, die sozialdemokratischen Parteien Dänemarks und Hollands, die immer steigende Anzahl Derer, welche die demokratische und soziale Republik für Frankreich verlangen, ebenso wie die „Social Democratic Federation“ von Grossbritannien, alle erzählen dieselbe Geschichte, und alle meinen dasselbe. Die Werke Marx' und Engels' und, in weniger hohem Grade, Lassalle's ordneten und formulirten die Gedanken, welche am Schluss des vorigen und zu Beginn des jetzigen Jahrhunderts in ganz Europa vorherrschten, und gaben den Lehren Saint-Simon's, Robert Owen's und der sozialistischen Chartisten eine wissenschaftliche und historische Grundlage. Ihre Theorien sind jetzt von Sozialdemokraten in jedem zivilisirten Lande verbreitet, den Verhältnissen angepasst, verändert und angewandt worden. Aber Vieles von der ursprünglichen Auffassung ist geblieben, und heute versteht man unter einem Sozialdemokraten einen Menschen,

1. der den Klassenkampf zwischen dem Proletariat und der besitzenden Klasse als die unvermeidliche Folge der kapitalistischen Gesellschaftsordnung und der sozialen und wirtschaftlichen Gegensätze, welche sie erzeugt und begünstigt hat, anerkennt;

2. der einsieht, dass diese Gegensätze nur aufgehoben werden können durch die vollständige Obergewalt des ganzen Volkes über alle grossen Produktions-, Vertheilungs- und Austauschmittel, indem man den Klassenstaat und das Lohnsystem abschafft und ein kooperatives Gemeinwesen oder die soziale Demokratie gründet*);

*) Krapotkin hat behauptet, dass die Sozialdemokraten das Lohnsystem aufrecht erhalten wollen. Er ist oft widerlegt worden; aber es passt ihm, uns in Misskredit zu bringen, und es fällt ihm nicht ein, darüber nachzudenken, ob dies auch richtig und ehrlich sei. Das ist vermuthlich anarchistische Moral oder individualistische Ethik.

3. der einsieht, dass die vorläufigen Veränderungen, welche diese soziale Umwälzung hervorbringen müssen, bereits unbewusst von den Kapitalisten selbst geschaffen werden, und der bestrebt ist, politische Einrichtungen und Formen dazu zu benutzen, um das Volk zu erziehen und es, soweit wie möglich, friedlich auf die soziale Umwälzung vorzubereiten, welche in den nationalen und internationalen Kommunismus übergehen muss;

4. der der Meinung ist, dass die Mittel, dieser grossen sozialistischen Umänderung gesetzlichen Ausdruck zu verleihen, in jeder Hinsicht vollständig demokratisch sein sollten, solcher Demokratie indessen, die freiwillige Unterordnung durchaus nicht ausschliesst, sie vielmehr nothwendig macht;

5. der endlich der Meinung ist, dass enge internationale Beziehungen und Vereinbarungen zwischen den verschiedenen nationalen sozialdemokratischen Parteien zum Zwecke, sie eventuell in ein grosses Ganzes zu verschmelzen, sorgfältig gepflegt werden sollen.

Dies ist, glaube ich, ein klares Bild der Grundsätze, die ein gewissenhafter Sozialdemokrat heutzutage in jedem Lande vertritt.

II.

Die Bezeichnungen Sozialist und Sozialismus wurden, glaube ich, zum ersten Male von Robert Owen gebraucht, um die Ansichten Derjenigen auszudrücken, welche, wie er, zu Gunsten der allgemeinen und geordneten Kooperation als Ersatz für allgemeine und unregelmässige Konkurrenz eintraten. Auf jeden Fall waren diese Namen wenigstens 40 Jahre älter als der „Sozialdemokrat“ und haben immer wie heute eine umfassendere Bedeutung gehabt. Sie begreifen in der That jetzt alle Diejenigen, welche, unzufrieden mit dem jetzigen Gesellschaftszustand, bestrebt sind, ihn neu auf einer kooperativen oder kommunistischen Grundlage zu begründen. So haben wir die Christlich-Sozialen, die Sozialisten of the Chais and Arm Chais (Professoren und Fabianer) Gemeinde-Sozialisten, radikale Sozialisten, Sozialisten von dem Typus Derjenigen, welche die sogenannten sozialistischen Kolonien von Paraguay, Topolobampo u. s. w. entdeckten, Shaker-Sozialisten, Sozialisten der freien Liebe u. s. w. u. s. w. Ich glaube sogar, dass sich viele Anarchisten Sozialisten nennen, während auch die Sozialdemokraten, welche die energischsten und schärfsten Gegner des Anarchismus in allen seinen Formen sind, unter diese weitumfassende Bezeichnung Sozialisten kommen.

Das Kennzeichen des Ausdrucks Sozialist ist daher dasjenige, dass er nicht genügend bestimmt ist. Kein Mensch könnte vernünftigerweise behaupten, dass die Christlich-Sozialen, die christlichen Gemeinde-Sozialisten, die Sozialisten der freien Liebe dieselben oder auch nur ähnliche Ziele haben, wie die Sozialdemokraten. Die Unterschiede sind ohne weitere Diskussion augenscheinlich. Aber mehr als dies; so nützlich das Wort Sozialist auch als blosser allgemeine Bezeichnung sein mag, so schliesst es nicht nothwendig den Begriff des Demokratischen in sich. Es ist weit davon entfernt. Die Sozialisten werden thatsächlich häufig beschuldigt, dass sie danach streben, ihren eigenmächtigen Willen der ganzen Bevölkerung aufzudrängen. Das trifft, glaube ich, auf die grosse Mehrheit nicht zu, ob es Sozialdemokraten sind oder nicht. Aber Keiner kann mit Sicherheit sagen, ob nicht der Staats- oder bürokratische Sozialismus eine Gefahr für die nächste Zukunft in mehr als einem Lande bedeutet. Niemand, glaube ich, kann es ebenfalls bezweifeln, dass der Versuch eines cäsaristischen Sozialismus

— eine vollkommen mögliche zeitweilige Lösung der politisch-wirtschaftlichen Schwierigkeiten auf der Uebergangsstufe — angenommen werden könnte von der Masse des Volkes, das wie heute von der Monopol-Tyrannie eines Standes gewissenloser Kapitalisten geknechtet wird. Der allgemeine und unbestimmte Ausdruck Sozialist, der so wohlwollend und umfassend ist, kann daher benutzt werden, um sehr viele Gedankenrichtungen zu bezeichnen, eine geeignete Appellation für eine gut organisirte, geordnete Schaar von klassenbewussten Revolutionären herzustellen, welche für ihre Partei siegesgewiss in die Zukunft schauen.

III.

Nun scheinen die Hindernisse für die Einrichtung einer allgemeinen Partei des Volkes in Grossbritannien auf sozialistischer Grundlage sich bis zu einem Differenzpunkte zwischen Sozialdemokraten und Sozialisten zugespitzt zu haben. Die „Social Democratic Federation“, welche jetzt gerade ihren 17. Jahreskongress abgehalten hat, und welche zweifellos in diesen 16 oder 17 Jahren die Hauptarbeit auf sich genommen hat, die beschwerliche, gefährliche und niederdrückende Arbeit der sozialistischen Propaganda in Grossbritannien, behauptet, dass, welches auch immer der Name der vereinigten sozialistischen Organisationen sein möge, das Wort Sozialdemokrat darin vorkommen müsse. Thatsächlich ist es unsere Hauptschwierigkeit gewesen, die englischen Arbeiter zu lehren, was demokratisch ist. Unsere Aufgabe ist es gewesen, ihnen zu zeigen, dass demokratisch nicht Unterwürfigkeit gegenüber einer kräftigen Persönlichkeit einerseits, noch andererseits auch kleinliches Bemühen, jeden Menschen auf eine gemeinsame niedrige Stufe herabzudrücken, bedeutet; ferner durch die Erfahrung zu beweisen, dass die Demokratie nicht zur Anarchie oder Sichgehenlassen führt, sondern dass sie vollständig freiwillige Disziplin in sich schliesst, und dass die Wahl der Führer von der Organisation gänzlich beaufsichtigt wird. Dies hat die S. D. F. gethan, und eine gründlicher sozialistische oder demokratische Körperschaft kann nicht existiren. Die heutige Disziplin wird durch die Masse der Mitglieder verstärkt, welche zuweilen in dieser Richtung über das hinausgehen, was die älteren Leute in der Organisation jemals vermuthet haben.

Es ist daher leicht verständlich, dass eine Körperschaft mit einem solchen Programm und einer solchen Organisation nicht wünschen kann, sich selbst von der Vergangenheit loszulösen, indem sie die ausdrückliche Bezeichnung sozialdemokratisch aufgibt, ebenso wenig wie sie die Grundsätze, die diesem Namen anhaften, aufgeben kann. Kurz gesagt, ich glaube, dass unsere Mitglieder bestrebt sein werden, Alles zu thun, um zu einer Vermischung mit den Mitgliedern der J. L. P. zu kommen, wie wir schon zu einer politischen Verständigung mit ihnen gelangt sind. Das Wort Sozialist ist zu allgemein. Doch wer kann behaupten, dass der Ausdruck sozialdemokratisch (durch irgend ein gewünschtes Vor- oder Nachwort gemildert) eine zu ausschliessliche Bedeutung hat, um einen Theil des Titels zu bilden, den die vereinigte sozialdemokratische Partei Grossbritanniens möglicherweise führen wird? Und die hoffnungslose Unfähigkeit der heutigen liberalen und radikalen Parteien, ihr gänzlich Unvermögen, irgend eine Begeisterung unter sich oder der grösseren Masse des Volkes zu erwecken, macht es leicht möglich, dass man, bevor viele Jahre vergangen sind, alle vorgeschrittenen politischen Richtungen auf dieser Insel Schulter an Schulter mit uns kämpfen sehen wird als Mitstreiter für eine vollständige soziale Umwälzung auf demokratischer und freiheitlicher Grundlage.

Nüchterne Gedanken über eine „neue Sozialtheorie“.

Eine Entgegnung.

Von

Dr. Conrad Schmidt

(Charlottenburg.)

Herr Dr. A. Mühlberger hat in den beiden letzten Nummern der „Sozialistischen Monatshefte“ mit schmetternden Trompetenstößen eine „neue Sozialtheorie“ verkündet, die die veralteten Lehren der Sozialdemokratie über den Haufen wirft und die untrügliche Anweisung für die Arbeiterklasse bietet, um auf dem schnellsten und bequemsten Wege der freien, aller kapitalistischen Ausbeutung entzogenen Zukunftsgesellschaft entgegenzusteuern. „Was die Lösung der sozialen Frage bisher unmöglich gemacht hat, ist lediglich das Fehlen des richtigen, brauchbaren und entscheidenden Gedankens. Mit der Beseitigung dieses einen Hindernisses fallen alle anderen von selbst.“ Der Mann, der diese Riesenthat vollbracht, heisst Ernst Busch. Ohne an Politik, an Gewalt, an den Staat zu appelliren, habe er dem Arbeiterstande die neue Kunde gebracht, „dass einzig das Erkennen der wirthschaftlichen Zusammenhänge ihm spielend (!) die Macht in die Hand geben werde, um den ganzen gesellschaftlichen Bau von Grund aus umzugestalten und eine neue bessere Ordnung der Dinge einzuführen.“ Schnöder Weise habe aber die deutsche Sozialdemokratie, trotzdem ihre Vertreter sonst „auch über die seichtesten Erzeugnisse auf sozialpolitischem Gebiete“ begierig herfallen, das Buch: „Die soziale Frage und ihre Lösung“, in welchem Busch die neue Lehre verkündigt, gänzlich unbeachtet gelassen.

Die Spannung, in die Herr Mühlberger die Seele des vertrauensvollen Lesers versetzt, hält allerdings nur so lange an, bis er den Aufmarsch der so pomphaft angepriesenen neuen Gedanken selbst beginnen lässt. Die Heilslehre entpuppt sich alsobald als eine der landläufigen Utopien, deren Originalität auf der besonderen Weise, Wahres und Falsches ineinander zu mengen und die Schranken der Wirklichkeit in der Phantasie zu überspringen, beruht.

Das Wahre ist in diesem Falle z. B. die allerdings unansehbare Eröffnung, dass der Unternehmer nicht zu seinem Geldgewinn kommt, wenn er nicht die von seinen Arbeitern erzeugten Produkte auf dem Markte verkaufen kann. Erst wenn sich für die Waare zahlende „Kundschaft“ findet, setzt sich die aus den Arbeitern herausgeschlagene Arbeit in klingenden Profit für den Kapitalisten um. Aber wie hängt damit die Schlussfolgerung zusammen, dass die Kapitalisten nicht die Macht besässen, den Waarenabsatz, als Quelle des Profites, für sich zu monopolisiren, da „einzig und allein der freie Wille der Kundschaft über den Tausch (soll heissen: den Absatz) der Waaren entscheiden?“ Mit dieser Wendung lenkt die Darstellung bereits ganz deutlich in den utopistischen, auf die kritiklose Verherrlichung der Konsumgenossenschaft gerichteten Kurs ein. Wer ist denn die Kundschaft der Kapitalisten? Zum grossen Theil doch eben wieder Kapitalisten, welche Halbfabrikate und Rohstoffe zur weiteren Verarbeitung oder Waaren zum Umsatz im Grosshandel kaufen. Der „freie Wille“ dieser Kundschaft wird jedenfalls doch kein Hinderniss dafür sein, dass die Kapitalisten den Waarenabsatz, als Quelle des Profites monopolisiren! Und was das Publikum betrifft, so ist die Macht des „freien Willens“, die es dem profitablen Verkaufsmonopol der Kapitalistenklasse seinerseits entgegenzusetzen vermag, offenbar in Grenzen eingeschlossen, die von der Willensfreiheit nur Bescheidenes erwarten lassen.

Das allgemeine Motiv, von dem der „freie Wille“ der Kundschaft, also auch der Kundschaft des Publikums geleitet wird, ist möglichst billig und bequem einzukaufen.

In der urwüchsigen Gestalt der kapitalistischen Wirthschaft steht der Kundschaft des konsumirenden Publikums als Verkäufer der Konsumartikel der Detaillist gegenüber, der den Preis der Waaren natürlich so hoch hinaufsetzt, dass er die beim Waarenankauf gemachten Auslagen vermehrt um einen bedeutenden Aufschlag, der ihm seine Geschäftsspesen und eigenen Gewinn einbringt, zurückerhält. Die Kundschaft des Publikums hat also die ursprüngliche Produktions-, Transport- und Feilhaltungskosten der betreffenden Waaren und ausserdem noch den Profit der bei der Produktion, betheiligten Unternehmer, den Gewinn der Grosshändler und Detaillisten zu zahlen. Ein Theil dieser vertheuernden Preisaufschläge, die in das arbeitslose Einkommen der kapitalistischen und Händlerklasse eingehen und so die Lebenshaltung der kapitallosen, vor Allem der handarbeitenden Klassen herunterdrücken, kann nun durch den „freien“, auf billigen und bequemen Einkauf der Konsumartikel gerichteten Willen des Publikums, in Sonderheit der Arbeiterschaft, allerdings beseitigt werden. Die Organisation der Kundschaft, welche die Konsumvereine darstellen, ist ja im Wesentlichen nichts Anderes, als eine Organisation zur Ausschaltung des Zwischenhändlergewinnes. Sie ermöglicht, wenn allerdings auch auf Kosten der Bequemlichkeit, billigeren Einkauf der Konsumartikel und gehört darum, was auch im Ernste von keiner Seite bestritten wird, ähnlich wie die Gewerkvereine, zu den Mitteln, durch welche die Arbeiterschaft von sich aus in dem kapitalistischen Systeme ihre materielle Lage in etwas zu heben vermag.

Was hat das aber mit der Lösung der sozialen Frage zu thun? Wenn die Arbeiter, indem sie ihr Lohneinkommen verausgaben, die „Kundschaft“ der Detaillisten bilden, und gegen diese in den Konsumgenossenschaften eine, wenn auch nothwendig begrenzte, Gegenwehr besitzen, so bilden andererseits die Eigenthümer der Produktionsmittel, die Kapitalisten, die „Kundschaft“ der Arbeiter. Der „freie Wille“ dieser Kundschaft aber ist darauf gerichtet, den Preis der anzukaufenden Waaren: der Arbeitskräfte, möglichst niedrig zu halten, und hat, das eben ist das Wesen der kapitalistischen Organisation, in den gegebenen Verhältnissen die Macht, sich durchzusetzen. Nicht die Organisation der Arbeiter als konsumirende Kundschaft in Konsumvereinen, nur ihre Organisation als Produzenten, ihre Organisation in Gewerkvereinen, kann hiergegen unmittelbar etwas ausrichten. Beides sind einander ergänzende, durch den Bau der kapitalistischen Wirthschaft erforderte Hilfsorganisationen der Arbeiter, beide haben, so lange diese Wirthschaft besteht, enge Schranken ihrer Wirksamkeit.

Aber, entgegnet Herr Busch, die Organisation der Kundschaft, wenn auch ursprünglich nur auf Ausschaltung des Zwischenhändlergewinnes gerichtet, vermag sich zu einer Organisation der Produktion auszuwachsen; und das Beispiel hochentwickelter Konsumgenossenschaften, vor Allem der englischen, zeigt in der That, dass ein Theil der an die Kundschaft abzusetzenden Produkte in eigener Regie, durch Fabriken, deren Eigenthümer die Konsumgenossenschaft selbst ist, hergestellt wird. Sicher ein bedeutsames und interessantes Moment, denn in solchen Fällen ist die Genossenschaft dazu vorgezogen, nicht nur den Handelsgewinn, sondern auch den Profit des Unternehmers, die Grundlage des ganzen Kapitalverhältnisses, aufzuheben. Die Produktion erhält hier einen gesellschaftlichen Charakter. Es ist wahrscheinlich, dass bei der Fortentwicklung der kapitalistischen zur sozialistischen Produktionsweise diese Art der Organisation von grosser Bedeutung werden wird. Hätte Herr Busch nur das sagen wollen, wir wären die letzten gewesen, darum mit ihm zu rechten. Jene Organisation ist eine der vielen Formen, in denen keimartige Ansätze zu der grossen gesellschaftlichen Umwälzung, die wir erwarten, enthalten sind, Ansätze, von denen freilich noch Niemand wissen kann, wie sie bei weiterer Entwicklung als Glieder eines in einander greifenden Systems sich ausgestalten, kombiniren und ergänzen werden.

Nichts lächerlicher, als die Meinung, die Hervorkehrung dieses Momentes stehe in irgend welchem Widerspruche mit der sozialistischen Bewegung. Der Widerspruch kommt erst herein, wenn das unselbständige Moment — und das ist der Kern der Busch'schen Ausführungen, welcher Herrn Mülberger am besten gemundet zu haben scheint — in utopistischer Weise zu dem in sich abgeschlossenen, selbst genügsamen Eins und Alles der sozialen Bewegung aufgebauscht wird. Thatsächlich kann die ganze von Mülberger so hoch gerühmte Argumentation sich nur auf den lächerlichen Schluss stützen: Wenn unabhängig von der gewerkschaftlichen und politischen Bewegung unter der Herrschaft der freien Konkurrenz grosse Konsumgenossenschaften verschiedentlich Fabrikbetriebe selbst verwaltet haben, warum sollen da die Konsumgenossenschaften nicht auch die gesammte nationale Produktion in ihre Hand bekommen und so in der gemüthlichsten Weise, ohne politischen und gewerkschaftlichen Kampf, den ganzen Kapitalismus aufs Trockene setzen? Von irgend welchem näheren Eingehen auf die Gliederung der Produktion, von der doch nur ein Theil direkt Konsummittel für die Arbeiterklasse herstellt, also den Konsumgenossenschaften etwa erreichbar wäre, von irgend welchem kritischen Eingehen auf die konkreten Verhältnisse, die von allen Seiten einer Aufsaugung der Produktion durch solche Genossenschaften Schranken und Hemmnisse in den Weg stellen, ist nicht die Rede. Es ist dieselbe Art des Philosophirens, als ob Jemand sagen wollte: Warum sollte nicht die soziale Frage durch freie Produktivgenossenschaften der Arbeiter, die ja auch da und dort florirt haben, gelöst werden, indem die ganze Produktion schliesslich von selbst in diese Form der Produktivgenossenschaften übergeht? Oder, warum sollten nicht die Gewerkvereine, die stellenweise so bedeutendes geleistet haben, für sich allein den Kapitalismus überwinden können? Können sie nicht den Lohn so hoch hinauftreiben, bis er den Profit verschluckt, so dass die Kapitalisten schliesslich froh sind, die unrentabel gewordenen Unternehmungen gegen geringen Entgelt an die Gewerkverbände zu übertragen? Wozu bedarf es also da noch des Kampfes um die politische Macht, den die Sozialdemokratie vertritt?

Wer, nach dieser Methode philosophirend, die Schranken, die allen wirthschaftlichen Organisationsbestrebungen der Arbeiter in der gegebenen Gesellschaftsordnung gezogen sind, übersieht, dem ist natürlich die Nothwendigkeit des politischen Kampfes, der durch Eroberung der Staatsgewalt über jene Schranken hinausführen soll, nicht nachzuweisen — das scheint wenigstens Herrn Mülbergers Meinung — der hat darum das Zeug zu einem „Ueberwinder“ der Sozialdemokratie in sich.

Die Tendenz der sozialen Entwicklung.

Von

Dr. L. Bergen.

(Berlin).

Die Frage, wohin die Tendenz unserer sozialen Entwicklung geht, ob wirklich die Kluft zwischen Besitzenden und Besitzlosen immer grösser wird, oder ob man mit einem zwischen diesen beiden Klassen anwachsenden Mittelstande zu rechnen hat, durch den eine Art von Ausgleich stattfindet, ist oft genug aufgeworfen und je nach der Parteistellung des Fragestellers verschieden beantwortet worden. Mehrfach sind in neuester Zeit zur Beurtheilung dieser Frage die den Steuereinschätzungen zu Grunde liegenden Einkommenszahlen herangezogen worden, obwohl dieselben dazu kaum verwendbar sein dürften.

Ganz abgesehen von den sonstigen inneren Mängeln des Materials liegt der Grundfehler dieser Betrachtungsweise darin, dass sie ein Land — in der Regel wird das Königreich Sachsen genommen, welches die am weitesten zurückreichende Statistik dieser Art besitzt — als ein Ganzes betrachtet und so ganz heterogene Theile mit ganz verschiedener sozialer Entwicklung zusammenwirft.

Ganz besonders ist es der Gegensatz von Stadt und Land, der bei der Entscheidung der Frage nach der sozialen Entwicklung viel zu wenig berücksichtigt wird. Man wird sich deshalb, wenn auch nicht immer mit den Resultaten, so doch mit der Methode Schmoller's, nur einverstanden erklären können, wenn derselbe in seinem zu Leipzig gehaltenen Vortrage*) der Frage dadurch näher zu kommen versucht, dass er sie für die drei grossen Gruppen: der Landwirtschaft, der Industrie und des Handels getrennt behandelt.

Beginnen wir mit der Landwirthschaft, so möchte ich mir hier die statistische Seite der Frage bis zu der Zeit, wo sich die Ergebnisse der landwirthschaftlichen Betriebsstatistik von 1895 vollständig übersehen lassen, aufsparen. Es wird aber nicht unzweckmässig sein, diese Frage einmal rein theoretisch zu behandeln. Ohnehin gründet sich die Behauptung, dass der Grossgrundbesitz auf Kosten des mittleren und kleineren Besitzes gegenwärtig zunehme, mehr auf einen Analogieschluss als auf einen zahlenmässigen Nachweis. Thatsächlich liegt die Frage hier anders, als in der Industrie. Der Handwerker, und wäre es auch der kleinste und unbedeutendste, produziert für den Markt und muss deshalb mit der zu den Markt kommenden Fabrikwaare konkurriren, der Bauer verbraucht einen grossen Theil seiner Produkte in der eigenen Wirthschaft, er wird sich deshalb auch in schwierigen Zeiten besser in seinem Besitz erhalten, da er von den Marktpreisen unabhängiger ist. Ausserdem ist es auch noch garnicht ausgemacht, ob dann wirklich der Grossgrundbesitz besser produziert als der Bauer. Die ostpreussische Pferdezucht, wie die Rinderzucht der holsteinischen Marschen liegen fast ausschliesslich in bäuerlichen Händen, ganz besonders sind es aber einträgliche Spezialkulturen: Gemüse, Tabak, Obst etc., welche vorzugsweise auf kleineren Gütern gepflegt werden und gepflegt werden können. Die Sparsamkeit des Bauern, gegenüber der aufwandreichen Lebensführung des Grossgrundbesitzes, ist ein weiterer Vorzug im Kampfe um's Dasein, auch soll nach Conrad die Verschuldung des bäuerlichen Besitzes in Deutschland geringer sein als die des Grossgrundbesitzes. Endlich möchte ich aber noch auf einen Punkt aufmerksam machen, der wohl einmal eine gründlichere Behandlung verdiente. Die Bauerngüter scheinen durchschnittlich von der Natur mehr begünstigt zu sein, sie haben besseren Boden als die grossen Güter. Dies wird, so ausgesprochen, verwunderlich erscheinen, es wird uns aber weniger fremdartig vorkommen, wenn wir demselben Gedanken die folgende Form geben: Ueberall da, wo der Boden besser ist, haben sich die bäuerlichen Betriebe gehalten, auf schlechterem Boden sind sie weniger widerstandsfähig gewesen und aufgesogen worden.

Es ist also nicht ersichtlich, warum sich der Bauernstand in Deutschland nicht sollte halten können, und thatsächlich kann ich auch in den statistischen

*) Was verstehen wir unter dem Mittelstande? Hat er im 19. Jahrhundert zu oder abgenommen? Verhandlungen des achten evangelisch-sozialen Kongresses zu Leipzig-Göttingen 1897.

Nachweisen keinerlei Zahlen finden, die auf ein Anwachsen des Grossgrundbesitzes auf Kosten der mittleren Güter schliessen lassen.

Vielmehr sind es gerade die kleinen Zwerghwirthschaften, die zugleich mit ihren Bewohnern vom Lande verschwinden. Aus den Bewohnern derselben entsteht die Arbeiterbevölkerung unserer Industriebezirke. So sind bei der Berufszählung von 1882 in Deutschland 866 493 Tagelöhner, also ländliche Arbeiter, gezählt worden, die zugleich selbstständig Landwirthschaft betrieben, 1895 nur 382 872. Selbst wenn man ein Theil dieser Differenz auf die Verschiedenheit der Aufnahme setzen will, bleibt noch genug übrig.

Ganz anders liegt die Frage in der Industrie. Hier ist der Untergang des Handwerks, überall da wo es mit der Grossindustrie konkurriren muss, die Ueberlegenheit des Grossbetriebes und die Tendenz der industriellen Entwicklung zum Grossbetriebe mit seiner geringen Zahl von Besitzenden gegenüber der besitzlosen Arbeiterschaft so mit Händen zu greifen, dass ich mich kurz fassen kann. Nur in einem Punkte bedarf es hier einer Auseinandersetzung mit dem zitierten Schmoller'schen Vortrage. Schmoller behauptet nämlich, dass an Stelle des versinkenden industriellen Mittelstandes ein anderer emportaucht. „Das höhere (d. h. wissenschaftlich technisch gebildete, aber nichtleitende) Verwaltungs- und Aufsichtspersonal, sowie das Rechnungs- und Bureaupersonal.“ Ich halte zunächst diese 1882 wie 1895 besonders gezählte Gruppe nicht für genügend getrennt und auch nicht für genügend trennbar von den „sonstigen Gesellen, Gehilfen“ also dem Arbeiterstande. Der Mehrzahl nach werden es, abgesehen von dem wissenschaftlichen Personal, gelernte Kaufleute sein, die zur Zeit in industriellen Betrieben beschäftigt sind, aber eigentlich zum Handelsstande gehören. Ihr Anwachsen scheint mir nur daher zu rühren, dass auch im Handel die Schwierigkeiten des Selbstständigmachens gestiegen sind, es ist also eher ein ungünstiges, als ein günstiges Zeichen.

Am schwierigsten ist die aufgeworfene Frage für den Handel zu entscheiden. Hier scheinen zwei Tendenzen durcheinander zu gehen, die eine zentralistisch zum Grossbetrieb, die andere dezentralisirend zum Klein- oder Alleinbetrieb. Es wird daher, um hier auch nur einigen Einblick in die Sache zu gewinnen, eines sehr sorgfältig gegliederten Zahlenmaterials bedürfen, wie wir es in der Reichsstatistik gerade beim Handel nicht finden, und ich werde deshalb auf die Statistik der Stadt Berlin rekurriren müssen. Stellen wir zunächst die Berliner Zahlen zusammen.

Es betrug die Zahl der Selbständigen der Gruppe „Handel“ in Berlin nach den Volkszählungen:

1875	25 297
1880	30 019
1885	34 288
1890	39 653

Diese Steigerung sieht sehr regelmässig aus, verdeckt aber nur die stattgehabte Bewegung, die sofort hervortritt, wenn man die Selbständigen mit und ohne Gehilfen trennt.

Es war im Handel die Zahl der

	Selbständigen ohne Gehilfen	Selbständigen mit Gehilfen
1880	22 225	7794
1885	30 008	4280
1890	31 482	8171

Die Zahl der Selbständigen ohne und mit Gehilfen ist für 1875 nicht bekannt. Wir können aber auch die Zählung von 1875 für folgende Reihe heranziehen

	Selbständige im Handel	
	mit 0 bis 5 Gehilfen	mit über 5 Gehilfen
1875	24 182	1115
1885	33 699	589
1890	37 996	1637

Beide Reihen stimmen, obwohl theilweise aus anderen Zählungen herrührend, ausgezeichnet überein. Es sind in der That zwei Bewegungen vor sich gegangen, die eine hat die Betriebe mit Gehilfen zu Gunsten der Alleinbetriebe zurückgedrängt, die andere hat die Grossbetriebe auf Kosten der Kleinbetriebe in den Vordergrund geschoben. Letztere zeigt sich besonders in dem Vergleich der Zählung von 1885 und 1890.

Es war die Zahl der Selbständigen mit Gehilfen:

	1	2	3	4	5	6—10	11—20	21 und mehr
1885	1747	947	492	298	207	366	138	85
1890	2873	1719	880	654	388	924	443	290

Gleichzeitig zeigt diese Betrachtung, dass die Schmoller'schen Schlüsse gerade hinsichtlich des Handels auf sehr schwachen Füßen stehen. Aus der Thatsache, dass die Zahl der Abhängigen, welche im Durchschnitt auf einen Selbständigen kamen, sich wenig verändert hat, folgt zwar, dass die Betriebsgrösse im Durchschnitt dieselbe geblieben sei. Aber unter dieser scheinbaren Gleichheit der Verhältnisse stecken doch, wie gezeigt, zwei ganz verschiedene Bewegungen, die in der Betrachtung der Durchschnitte nicht sichtbar werden.

Die Periode 1875/85 steht aber unseren Verhältnissen noch viel zu nahe, als dass nicht der Schluss sehr gewagt sein dürfte, die Bewegung zum Grossbetriebe würde sich auch im Handel ungestört weiter fortsetzen. Wir müssen also diesen Theil der Frage noch in suspenso lassen, vielleicht dass die Publikation der Aufnahme der Handelsbetriebe von 1895 uns neue Aufschlüsse liefert. Jedenfalls ist aber gezeigt worden, dass der Gang der sozialen Entwicklung ein ganz anderer gewesen in Landwirthschaft, Industrie und Handel, und dass es nicht angängig ist, alle drei über einen Kamm zu scheeren.

Zu den Wahlen in Holland.

Von

Sam W. Coltof

(Amsterdam).

Im Juli-Hefte dieser Zeitschrift hat Herr Dirk Troelstra, ein Bruder des neugewählten Abgeordneten Dr. jur. P. J. Troelstra, einen Artikel geschrieben, in dem er zu dem Ergebniss kommt, dass die Sozialdemokratie bei den letzten Wahlen in Holland den Sieg davongetragen hat.

Ich wünsche nun durch die folgenden Ausführungen dem Leser selbst die Möglichkeit eines eigenen Urtheils darüber zu geben, in wie weit man diesen Sieg einen sozialdemokratischen nennen könnte.

Der Sociaaldemokraat, Organ der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Hollands, schrieb am 3. Juli:

„In allen drei Distrikten haben wir bei den Stichwahlen den Sieg davongetragen! In Leeuwarden sind die Katholiken und Calvinisten, insofern sie sich nicht der Stimmung enthielten, grösstentheils für Troelstra eingetreten . . . In Tietjerksteradeel haben die Liberalen, noch kräftiger als im ersten Wahlgang für ihren eigenen Kandidaten, jetzt für uns an dem Kampf theilgenommen . . . In Winschoten sind sowohl von den Calvinisten als von den Protektionisten viele Stimmen auf unseren Kandidaten übergegangen.“

Die Sozialdemokratische Arbeiterpartei konstatierte also, dass ihr Kandidat, Herr Dr. P. J. Troelstra, in den drei Distrikten gewählt ist mit Hilfe der Liberalen (d. h. der Antiklerikalen), der Katholiken und Calvinisten (d. h. der Klerikalen) und der Protektionisten. In solchem Falle kann man doch höchstens davon sprechen, dass ein Sozialdemokrat gewählt sei, niemals aber, dass die Sozialdemokratie den Sieg davongetragen habe.

Herr Dr. Troelstra war also in drei Distrikten gewählt und hatte nunmehr dem Wahlbureau mitzuthemen, für welchen Distrikt er annehme. In welcher Weise geschah das aber? Der Sociaaldemokraat meldet hierüber das Folgende:

„In einer Konferenz des Parteivorstandes mit Delegirten von Winschoten, Tietjerksteradeel und Leeuwarden wurde die Frage verhandelt, für welchen Distrikt Troelstra annehmen werde, und bei dieser Gelegenheit stritten die beiden friesischen Distrikte (Leeuwarden und Tietjerksteradeel) heftig um den Vorrang.“

Als Dr. Troelstra dann sich für den Wahlkreis Tietjerksteradeel entschieden hatte, schreibt das genannte Blatt weiter:

„Der Aerger über diesen Ausgang entlockte den Leeuwardenern Worte, die sie nach kühler Ueberlegung wohl schwerlich wieder fallen lassen werden.“

Dem Sociaaldemokraat zufolge fand diese Konferenz am 26. Juni statt.

Es giebt aber ein anderes sozialdemokratisches Organ, der Volks-tribuun, redigirt von Herrn W. H. Vliegen, Mitglied des sozialdemokratischen Parteivorstandes. In der Nummer vom 3. Juli schreibt Herr Vliegen; der sich am Abend des Wahltages im Versammlungslokal zu Leeuwarden befand, als die Wahlresultate allmählich bekannt gegeben wurden:

„Leeuwarden . . . Troelstra gewählt . . . Der Sieg wird gefeiert . . .

Da ein neues Telegramm:

Winschoten . . . Troelstra gewählt; Hurrah! Nochmals die Freiheitshymne gesungen.

Und noch eine Stunde später:

Tietjerksteradeel . . . Troelstra gewählt. Nun ärgern sich die Leeuwardener, denn es war ihnen bekannt, dass für Tietjerksteradeel angenommen werden musste.

Ja, was sollte denn aber die Konferenz vom 26. Juni, wenn es am Tage vorher schon bestimmt war, welchen Distrikt Herr Dr. Troelstra annehmen würde?

Warum nun gerade Tietjerksteradeel? Herr Dirk Troelstra antwortet hierauf:

„Weil nur in Tietjerksteradeel die Gefahr bestand, dass bei einer neuen freien Wahl ein Protektionist durchdringen konnte.“

Jedoch der bisherige Tietjerksteradeel'sche Abgeordnete war ein Radikal-Liberaler, Herr Dr. jur. H. Th. de Kanter.

Beim ersten Wahlgang waren abgegeben für

Herrn de Kanter	842 Stimmen,
„ J. D. de Vries (Calv.)	1867 „
„ Troelstra	1149 „
„ L. W. de Vries	392 „

Letztgenannter war Kandidat der Christlich-Historischen Partei, die jedes Bündniss mit den Katholiken als eine Sünde betrachtet, und daher bei den Stichwahlen die liberalen Kandidaten überaus kräftig unterstützte.

Beim ersten Wahlgang waren abgegeben in Winschoten für

Herrn Dr. D. Bos (Liberal)	1415 Stimmen,
„ Wiersinga (Calv. Protekt.) . .	616 „
„ B. L. Tydens (Protekt.)	1032 „
„ Troelstra	1216 „

Es musste demnach eine Stichwahl stattfinden zwischen dem liberalen Kandidaten und Troelstra. Bei diesem Ausgang war es natürlich, dass die Calvinisten die Wahl des Herrn Troelstra unterstützten, da ihnen Alles daran lag, die Liberalen zu schwächen. Die „Gefahr“ jedoch für die Wahl eines Protektionisten, war in Winschoten gewiss nicht minder gross als in Tietjerksteradeel; nein, grösser, da Herr Tydens bis dahin der Abgeordnete des Distriktes war und zu den reichsten Bauern dieses an Bauern reichen Distriktes gehört. Wirklich wurde dann auch bei den Neuwahlen Herr Tydens, der Protektionist, wiedergewählt.

Warum aber musste Dr. Troelstra sich für Tietjerksteradeel entscheiden?

Als ihm seiner Zeit eine Kandidatur für Leeuwarden angeboten wurde, nahm er sie nicht an. Da auf einmal wurde in den Zeitungen bekannt gegeben, dass er seine Meinung geändert habe und nunmehr acceptire. Troelstra's Vater, Herr J. Troelstra, Staatsbeamter in Leeuwarden und Führer der Liberalen, trug bald nachher einen Zwiespalt in die liberale Partei hinein, und so wurde neben dem radikalen Kandidaten ein liberaler aufgestellt, dessen sichere Niederlage von Jedem, auch von Herrn Troelstra, im Voraus erkannt wurde. Viele Hunderte von Stimmen gingen also dem Radikalen verloren und bei der Stichwahl auf Troelstra's Sohn über. Oeffentlich wurde gesagt und geschrieben, dass Vater Troelstra die Liberalen aufgefordert habe, ihre Stimmen auf seinen Sohn zu vereinigen, der jedenfalls nicht für Leeuwarden annehmen werde, falls er auch in Tietjerksteradeel gewählt werde. Daher sei es ihre Pflicht, dahin zu arbeiten, dass er auch in Tietjerksteradeel gewählt wird.

So fiel der Radikale!

Ein anderes friesisches Blatt schrieb, dass die Wahlkosten der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei in Tietjerksteradeel ganz von den Liberalen bezahlt worden seien — und der Socialdemokraat machte selbst nicht den Versuch, dies zu leugnen.

Welches Resultat hatte nun die Neuwahl in Leeuwarden? (Wir wissen schon, dass Winschoten den Protektionisten wählte.)

Statt bei diesen Neuwahlen mit einem altbekanntem Sozialdemokraten in den Kampf zu gehen, wurde Pastor Bax aufgestellt!

Pastor Bax, ein Radikaler! Und wie die Sozialdemokraten die Radikalen beurtheilen, ist zu erfahren aus den diesbezüglichen Zeilen

(S. 398) des Troelstra'schen Artikels. Herr Pastor Bax war bei den ersten Wahlen im Juni von den Radikalen im Distrikt Beverwij aufgestellt und da durchgefallen. Noch keine drei volle Wochen später wurde er schon von der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei in Leeuwarden als Sozialdemokrat aufgestellt!

Der Sociaaldemokraat schrieb am 10. Juli:

„Die Hauptsache ist, dass Bax ein bekannter Sozialdemokrat ist! Seit vielen Jahren sprach er bereits in unseren Versammlungen und betonte den moralischen Werth des Sozialismus.“

So schrieb der Vorsitzende des Parteivorstandes! Aber der Parteivorstand erliess am 17. Juli eine Proklamation, worin es hiess, dass Herr Bax erst, nachdem er Kandidat wurde, als Mitglied in die Sozialdemokratische Arbeiterpartei eingetreten sei . . . dass Herr Bax bisher niemals durch seine Thaten der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei etwaige Sympathie gezeigt hätte . . .! Am Ende wurde dieser Herr doch kräftig empfohlen — weil der Vorstand vor einem fait accompli stand!! Sie fühlten es freilich, dass er nicht gewählt werden würde. Der Glückliche war Herr Pyttersen, ein Konservativ-Liberaler und Freund des alten Herrn Troelstra.

Sie wissen bereits, dass Herr Dr. jur. Pierson in Enschedé gewählt wurde. Diesem would-be Ekonomist, vormalis Präsident der Niederländischen Bank, ist seitdem ein Minister-Portefeuille geschenkt worden. Es musste also eine neue Wahl stattfinden, und Herr van Kol, ein Mitglied der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, wurde in der Stichwahl gewählt. Auch dieser Sieg wird ein Sieg der Sozialdemokratie genannt. Hierzu nur die folgende Illustration: Es giebt in diesem Distrikte einen Fabrikanten, Namens Stork, der ähnlich wie Freiherr von Stumm, allerwegen König Stork genannt wird. Wie dieser „König“ den Arbeitern und speziell den sozialistischen Arbeitern entgegentritt, ist leicht begreiflich, zumal er auch an vielen industriellen Unternehmungen in den anderen Landestheilen stark theiligt ist.

Jener König Stork brachte bei der Stichwahl in der Versammlung der liberalen Partei den folgenden Antrag ein:

„In Erwägung, dass das Verhalten des Volkswählervers eins bei der ersten Stichwahl keinen bestimmenden Einfluss zu üben vermag auf unser Benehmen bei der gegenwärtigen Stichwahl;

dass der Herr van Kol, einem von ihm herrührenden Artikel in „de Kiesstryd“ zufolge, langsame Reformen auf friedlichem Wege verlangt und als Abgeordneter dem direkt Möglichen Rechnung tragen wird;

dass aus der Korrespondenz zwischen dem Vorstand des liberalen Wählervers eins und dem Herrn van Kol ersichtlich ist, dass letzterer bereit sei, die heutige Regierung so weit als möglich zu unterstützen;

beschliesst der liberale Wählervers ein in Hengelo, die Kandidatur des Herrn van Kol kräftig zu befürworten und meint, dass Letzgenannter den Vorzug verdiene vor dem Kandidaten der katholischen Staatspartei.“

Dieser Antrag wurde einstimmig angenommen.

Und doch hat, wie es heisst, die Sozialdemokratie bei den Wahlen in Holland einen glänzenden Sieg errungen!

Der Ursprung und der Verfall der russischen Landgemeinde.

Von

V. Tomski

(Zürich).

Man kann sagen, dass seit einem halben Jahrhundert die russische Presse sich am liebsten mit der bäuerlichen Landgemeinde beschäftigt.

Früher waren es die Slavophilen, welche im Gegensatz zu den sogenannten Verehrern des Westens die Landgemeinde als etwas „ursprünglich Russisches“ hoch gepriesen haben. Jetzt stehen die Nachfolger der Slavophilen, die russischen National-Sozialen (Narodniki), die in der russischen Dorfverfassung (Mir) die Rettung Russlands von der kapitalistischen Gefahr sehen, den Marxisten gegenüber, welche beweisen, dass Russland dieselbe Entwicklung wie Westeuropa rasch durchzumachen begonnen hat, und dass die Landgemeinde im Stadium der Auflösung sich befindet.

Aber auch die Illusion von der absoluten Ursprünglichkeit des russischen Mir haben die heutigen Narodniki nicht aufgegeben, obschon Tschitscherin, Ssolowiew, Keussler nachgewiesen haben, dass das „im Geiste des Volkes begründete Recht aller auf Grund und Boden“ im historischen Zusammenhang mit der Leibeigenschaft und in letzter Linie mit dem Steuersystem steht. Mit anderen Worten: der heutige bäuerliche Gemeindebesitz ist im Wesentlichen nicht die Fortsetzung der schon in der ersten Zeit des Fürstenthums verschwundenen Form der kommunistischen Markgenossenschaft, sondern ein ziemlich spätes Produkt der Fiskal- und Agrarpolitik des Staates und der gutsherrlichen Gewalt. Johannes von Keussler unterstützte seine Theorie mit dem Hinweis auf die neuere Entwicklung der Landgemeinde, auf die Abhängigkeit der periodischen Umtheilung vom Erhöhen des Bodenzinses über den Bodenertrag.

Um das oben Gesagte klarer zu stellen, verfolgen wir die Geschichte des bäuerlichen Gemeindebesitzes in Grossrussland. Der künstliche Ursprung der Landgemeinden des übrigen russischen Reiches, welches erst seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts allmählich die mit Nomaden bevölkerten Gebiete an der Wolga, dem Ural und dem Kaspischen Meer eroberte, bedarf keines Beweises. Am spätesten entstanden ist die moderne Gemeinde in Kleinarussland, das sich 1653 anschloss und seit 1783 die Leibeigenschaft hatte, in der Krim und im Kaukasus, wo die Leibeigenschaft 1796 eingeführt wurde.

Ueber die Form des Grundbesitzes in Grossrussland erfahren wir Sicheres erst im 14. und 15. Jahrhundert. Schon beim ersten Blick aber merken wir, dass die Form des Bodenbesitzthums in diesen Jahrhunderten von der späteren sich wesentlich unterscheidet.

Die damalige Gemeinde gab dem Bauer ein Landstück auf unbestimmte Zeit oder auch in erbliche Nutzniessung. Der Bauer konnte sogar die Nutzung seines Grundstückes verpfänden oder veräussern. Der Käufer sollte dabei die Grundsteuer und die Lasten nach dem Pfluge — „Socha“ d. h. nach dem Landesareal, welches nicht überall gleichmässig war — auf sich nehmen.

Der Bauer konnte also das Land nach seinem Ermessen benutzen, und eine periodische Umtheilung fand nicht statt. Die Gemeinde selbst aber spielte nur eine fiskalische Rolle, indem sie durch ihre Häupter, Hundertmänner,

Aeltesten die Steuern sammelte, oder eine gutsherrliche Rolle, indem sie die Leistungen an den Grundherrn vollzog.

Mit der Entwicklung des Bureaukratismus im 16. Jahrhundert und besonders mit dem Verschenken vieler Landgebiete an die Adligen wurden die Unterdrückungen seitens der fürstlichen Staatshalter, seitens der Beamten und der adligen Grundherren unerträglich. Um dem vorzubeugen, sollte die Landgemeinde von nun an die gerichtlichen Funktionen übernehmen. Ausserdem bekam sie das Recht, die Steuer je nach dem Vermögen und der Grösse des landwirthschaftlichen Betriebes festzusetzen. Die staatlichen Beamten (16. Jahrhundert) durften nicht mehr die zu ihrem Unterhalt nothwendigen Abgaben selbst von den Bauern erheben.

Diese Erweiterung des Gemeinderechts konnte die beginnende Proletarisirung der Bauern der schrecklich gestiegenen Steuern wegen (Kriege, Misswirthschaft) nicht mehr aufhalten. Schon im Anfang des 16. Jahrhunderts erschienen die sogenannten „Bobylij“, welche nicht das ganze, sondern nur ein kleines Stück des gewöhnlichen Gemeindeguts besaßen, um weniger Steuern zu zahlen.

Um sich der Steuerlast und dem Drucke der adligen Grundherren, der früheren Dienstleute der Grossfürsten und Zaren, an die das Gemeindegut als Schenkung übergegangen war, zu entziehen, griffen die Landgemeinden am Ende des Jahrhunderts massenhaft zu dem gesetzlich verbotenen Mittel: sie bezeichneten in den Steuerlisten viele Bauern als abwesend, da das zum Theil auch richtig sein konnte, denn die Emigration war sehr stark geworden. Die Bauern, die nach einem freieren, weniger besteuerten Boden suchten, zogen nach Osten oder Süden.

Die geldbedürftige Regierung griff daher im Jahre 1592, um ihre Staatseinkommen zu reguliren, zu dem radikalen Mittel: sie führte die Schollenpflichtigkeit und die Kopfsteuer ein. Damit wurde die Freizügigkeit und die Abgaben an die Staatsbeamten aufgehoben; dafür aber bekamen die Bauern Recht auf das von ihnen bebaute Land.

1592 ist das Datum der beginnenden Neugestaltung des russischen Gemeindebesitzes, wie sie heute allgemein noch besteht; die alte Form hat sich nur in einigen dünnbevölkerten Theilen Sibiriens und Nordrusslands bis zur Gegenwart erhalten.

Das charakteristische Merkmal der modernen Landgemeinde ist die periodische Umtheilung der Erde, welche in der Zeit von 3 bis 15, meist aber 9 Jahren zum Zwecke der Ausgleichung stattfindet. Die frühere dünn verstreute Einzelhof- und Dorfwirthschaft machte der dichten Dorf- oder Dörferwirthschaft Platz. Anstatt der früheren wilden Feldgras- und Brennwirthschaft herrscht jetzt die Dreifelderwirthschaft mit bleibendem Ackerland und Flurzwang.

Demgemäss hat die Landgemeinde nicht nur, wie früher, eine finanzverwaltende Funktion, sondern sie spielt eine vielseitige wirthschaftliche und soziale Rolle. Sie verwaltet das Ackerland, die Wiesen, Wälder, die Fischerei u. s. w., sie zahlt und vertheilt nach dem Prinzip der Gleichheit nicht nur Steuern, bestimmt nicht nur die Zeit der verschiedenen Feldarbeiten mit dreiviertel aller Stimmen, auch mit denen der selbständigen Frauen, sondern entscheidet auch in den gerichtlichen Angelegenheiten.

Wenn wir jetzt die moderne russische Landgemeinde mit der angeblich verwandten slavischen oder anderen an der Grenze liegenden vergleichen, so ergiebt sich ein wesentlicher Unterschied.

Das türkische Joch hat die ökonomische Entwicklung der Südslaven aufgehalten und so sehen wir bei den Serben, Bulgaren, Bosniern, Slavonen u. s. w., dass die ursprünglichen Hauskommunionen (manchmal bis 100 Mitglieder in einer), welche das Feld gemeinsam bearbeiten und die Erzeugnisse des Bodens gleichmässig vertheilen oder gemeinsam verbrauchen, noch nicht überall verschwunden sind. Die andere, die herrschende Form der Landgemeinde ist die mit Erbeigenschaft, also etwa in der Weise wie in Russland vor 1592. Die periodische Umtheilung ist schon längst aufgegeben, ungeachtet dessen, dass diese Länder doch immer dichter bevölkert waren als Russland, wo der Zug der Bevölkerung gewaltsam aufgehalten war. Die kommunistische Hauskommunion aber, als die noch primitivere Form, hat die nicht ausgebreitete Umtheilung überlebt, weil sie einen besseren Schutz gegen die türkischen Erpressungen bot.

Sehen wir jetzt, wie die Verhältnisse an der russisch-türkisch-persischen Grenze, das heisst in Armenien liegen. Im Gouvernement Erivan herrscht noch die urwüchsige Hauskommunion, welche das Land gemeinsam bearbeitet und die Ertragnisse (nicht nur das Heu, wie in der russischen Landgemeinde) gleichmässig vertheilt. Sogar in dem nördlicheren Gouvernement Elisabetpol kommt es vor, dass die armenischen Bauern ihr Land verpachten und das Geld gleich vertheilen. In vielen Bezirken der erwähnten und des Gouvernements Kars bilden die Dörfer zugleich eine Produktionsgenossenschaft: sie bereiten gemeinsam Käse, Butter u. s. w. Die in das letzte Gouvernement von der Regierung versetzten Sektirer — Molokane — haben die periodische Umtheilung hineingebracht. Was die Duchoboren anbetrifft, so bilden sie bekanntlich eine kommunistische Sekte.

In der Türkei ist der Grund und Boden zum grössten Theil Staats-eigenthum und wird den Bauern zur erblichen Nutzung nach den Händen vertheilt. Nun ist aber z. B. in dem Vilajet Erserum noch mehr als in den erwähnten armenischen Gouvernements die kommunistische Hauskommunion verbreitet. Aehnlich steht die Sache auch in Persisch-Armenien mit dem Unterschied, dass viel Grund und Boden hier den Begs gehört.

Wie das Gesetz vom Jahre 1598 eine kräftige Förderung der modernen Form des Grundbesitzes in Russland war, so haben auch die Gesetze von 1861 und 1866, welche die Staatsbauern befreiten, zu der Auflösung der Landgemeinde ziemlich beigetragen. Die Gesetze sind wesentlich als Folge des Bankerottes der bisherigen staatlichen Organisation, welcher nach dem ungünstigen Krimkriege besonders hervortrat, zu betrachten. Sie bilden eine nothwendige Konzession an die Geldwirthschaft, welche die für die Landgemeinde so günstige Naturalwirthschaft zu ersetzen begonnen hat.

Von nun an beginnt die Verschlechterung der ökonomischen Lage der Bauern. Die Regierung weist den Emanzipirten nur kleine, aus den Gütern ihrer Herren herausgeschnittene Grundparzellen zu. So werden die grossen Grundbesitzer dem Wunsche der Bauern entgegen (sie glaubten, dass der Zar die Grundbesitzer für das ganze Land entschädigen wird) am Leben erhalten und mit einem lockeren Netze von kleinen Bodeneigenthümern umgeben.

Nun kann aber in Russland eine Bauernfamilie von durchschnittlich sieben Köpfen 22 Hektar bebauen, und die früheren Leibeigenen haben nur ein Viertel, die Staatsbauern ein Drittel davon; in solcher Proportion nehmen natürlich die Parzellen ihre Zeit auch nur in Anspruch.

Wie verwenden sie nun die übrige Zeit? Sie dienen meistens als Lohnarbeiter auf den Gütern ihrer früheren Herren oder auf den Besitzthümern der theilweise aus der Bauernschaft selbst neugebildeten Klasse, der Wucherer. Kommen sie aber damit aus? — Darauf giebt Antwort eine Untersuchung, die wegen der beunruhigenden Symptome einer Bauernverarmung von der Regierung im Jahre 1871 veranstaltet wurde.

In 37 Gouvernements des europäischen Russlands bezahlten die Staatsbauern an Steuern durchschnittlich 92,75 pCt. des Nettoertrages ihres Bodens, die früheren Leibeigenen, deren Lage viel schlechter war, 98,23 pCt.

Dazu kommen noch die Schwankungen der Ernteerträge, sodass eine Stabilität des Arbeitsangebots nicht möglich ist. Die Grundbesitzer fanden indess als Stärkere einen Ausweg; sie brachten den verschuldeten Bauer in eine dauernde Abhängigkeit, indem sie den Feldarbeiter zur Verpfändung des grössten Theiles seiner Arbeitskraft zwangen.

Aber die Abhängigkeit der Bauern einer Dorfgemeinde vom Grundherrschaft drückt sie noch nicht so herab wie eine neue, in der Dorfgemeinde selbst entstandene Klasse der Wucherer, der „Mir-Fresser“ oder, wie man sie noch typischer nennt, der „Fäuste“, welche die einflussreiche Plutokratie der Dörfer bilden, und an die sich die von Steuern belasteten Bauern wenden, um für schrecklich hohe Zinsen Geld zu bekommen.

Die Darlehen werden meistens ganzen Dörfern oder Bauernassociationen unter Garantie des Mir gewährt. — Eine Illustration dazu: in dem Gouvernement Ssamara (schwarzes Land) waren die Bauern eines Dorfes im Winter 1880 in grosser Noth; sie liehen von einem Priester 7000 Rubel und verpflichteten sich, in acht Monaten ihm 10 500 Rubel (50 pCt. für acht Monate) zurückzugeben, widrigenfalls sie ihm 3500 Hektare ihres Landes zu einem jährlichen Pachzins von 10 Kopeken überlassen würden. Da die Bauern das Geld nicht zur Zeit zurückzahlen konnten, so bekam der Kulak das versprochene Land für 350 Rubel und verpachtete es sofort denselben Bauern für den normalen Preis von 5 Rubel pro Hektar. So erzielte er für 7000 — 17 150 Rubel oder 250 pCt. fürs Jahr.

Da die wirtschaftliche Lage der Landbevölkerung eine so traurige geworden ist, so wird das Verbot, die Bodenanteile zu verkaufen, bevor der volle Betrag der Grundentlastung (der sich meist auf 49 Jahre von 1861 an vertheilt) erlegt ist, durch langjährige Pachtverträge umgangen. —

Nun haben wir zu zeigen, wie schnell das unveräusserliche Gemeindeland, auf welchem die nominellen Eigenthümer, als ländliche Proletarier, die Arbeit gewöhnlich fortsetzen, in die Hände der Kulaken bis zur „nächsten Wiedertheilung“ übergeht.

Die Auflösung der Landgemeinde vollzieht sich am raschesten dort, wo sie am ältesten ist — in Zentralrussland. In dem mit Staatsbauern bevölkerten Distrikt Asman im Gouvernement Tambow (schwarzes Land), der sich also in relativ günstiger Lage befindet, verpfändet jährlich ein Drittel (25 258) der gesammten Bauernwirtschaften einen Theil ihres Bodens den Kulaken, so dass die letzten jährlich mindestens 8419 Hektar bekommen.

Nach dem preisgekrönten Berichte des statistischen Bureaus im Gouvernement Poltawa sind 24 bis 32,6 pCt. des gesetzlich unveräusserlichen Bodens in den Händen der reichen Kulaken konzentriert. 16,5 bis 29,8 pCt. der Land-

bevölkerung haben keinen Besitz. Fast die Hälfte hat ihr Land bis auf ein Fünftel eines Hektars verkleinert. Die Kulaken aber (5,46 pCt.) besitzen gewöhnlich 20 und mehr Hektar pro Wirthschaft, und es giebt einige unter ihnen, die 300 Hektar des besten schwarzen Bodens besitzen.

Schon zehn Jahre nach der Emanzipation berichtet der Fürst Wassiltschikow, dass es im Jahre 1871 Distrikte gab, wo 15 pCt. der Landbevölkerung proletarisirt waren.

Die wirkliche Selbstverwaltung des Mir existirt jetzt nur noch in wenigen Distrikten des europäischen Russlands. Die meisten Landgemeinden werden von den Mir-Fressern, welche die Umtheilung abgeschafft haben, verwaltet. Viele Bauern verlassen ihre Dörfer und gehen in die Städte, um dort in der Fabrik oder im Handel und Gewerbe ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Es kommt auch sehr oft vor, dass der Mir den Grund und Boden definitiv vertheilt.

Auf dem Kongresse der Gutsbesitzer in Petersburg im Jahre 1886 hat der Präses folgendes gesagt: „Seit jener Zeit (1871) hat sich das Landproletariat mit beunruhigender Schnelligkeit vermehrt. Nach den statistischen Untersuchungen der Moskauer und anderer Semstvos sind wir in der Lage zu konstatiren, dass die Zahl der Proletarier von 15 pCt. auf mindestens 25 pCt. gestiegen ist. Das zeigt, dass ein Fünftel der Bevölkerung des ganzen Reiches, d. i. ein Drittel der Landbevölkerung des eigentlichen Russland, mithin über zwanzig Millionen Seelen dem ländlichen Proletariat anheimgefallen sind. Die Zahl der Proletarier, die wir heute haben, ist also gleich der Zahl der Leibeigenen vor der Emanzipation.“

Die von der Regierung im Jahre 1882 zum Zwecke der Erleichterung des Erwerbs von Boden gegründete Bauernbank kam zu spät, und ausserdem ist die Summe für die Bankoperationen verschwindend klein.

Der Prozess der Zersetzung der russischen Landgemeinde spiegelt sich auch in ihrem Aeusseren wieder. „Ich stand lange auf dem Hügel,“ sagt der bekannte russische Schriftsteller Slatowratski, „und betrachtete aufmerksam das Aeussere der unten liegenden Dörfer. Was für eine Mannigfaltigkeit! Hier ist ein Haufe von alten, zweifenstrigen, strohbedeckten Bauernhütten. Dort als Gegensatz neue, dreifenstrige, von einander entfernte und mit Brettern bedeckte Häuser; zwischen ihnen flimmern sogar grüne mit Blech bedeckte Dächer mit Windfahnen an den Schornsteinen. Und da liegt ein langes, wurmartiges Dorf, wo neben dem grossen Wohngebäude des wohlhabenden Kulak die vom Boden sich kaum erhebende Hütte steht.“

Demgemäss ist auch das Einkommen der verschiedenen Wirthschaften sehr ungleich geworden. Die von Slatowratski zum Studium gewählte Landgemeinde zeigte im Verhältniss zu ihrem kleinen Umfang ziemlich schroffe ökonomische Gegensätze: „Da sass auf den Geldsäcken der Kulak und knackte Nüsse, dort hungerte mit einer Menge von Kindern die Soldatenwitwe.“

Ein Wort zur Frauenemanzipation.

Von
Rosa Schapire.
(Hamburg.)

Das geistige Emanzipationsstreben der Frau ist bisher im Wesentlichen in zwei verschiedenen Formen in die Erscheinung getreten. Einmal sehen wir

die bürgerlichen Frauenrechtlerinnen, die den Kampf gegen den Mann predigen, und in gewolltem Gegensatz zu jenen die Richtung, die Frau Laura Marholm zu ihrer Spezial-Domäne erkoren hat, und die für das freie Sichausleben des Weibes in seiner Geschlechtsindividualität eintritt. Aber diese beiden Strömungen, deren Vertreterinnen, so gründlich sie auch ihre Unterschiede markiren, in der Frauenfrage nur die Damenfrage sehen, sind bereits von einer dritten abgelöst worden, der es allein vorbehalten sein wird, die Frauenfrage zu lösen; diese dritte Bewegung ist der Sozialismus.

Wir beabsichtigen nun im Folgenden diese Strömungen zu schildern und mit einander zu vergleichen. Wir müssen zu diesem Zwecke die deutschen Frauenrechtlerinnen dort aufsuchen, wo sie sich der Aussenwelt in ihrem günstigsten Lichte gezeigt haben: auf dem vorjährigen internationalen Frauenkongress in Berlin. Auch hier zeigt sich in ihrem Verhalten der Sittlichkeits- und Arbeiterinnen-Frage gegenüber die unindividuelle Klassen-Anschauung, über die sie nicht hinaus können.

Die bürgerlichen Frauenrechtlerinnen können nicht verstehen, dass die Prostitution für die heutige Gesellschaft, wie Bebel sagt, „zu einer nothwendigen sozialen Institution geworden ist, wie Polizei, stehendes Heer, Kirche, Unternehmerschaft“, weil tausende von Mädchen, wenn sie vor der Alternative stehen: verhungern oder sich preisgeben, das letztere wählen, weil unzählige Männer der venus vulviva opfern, da sie nicht in der Lage sind, zu heirathen und eine Familie zu ernähren. Die Prostitution, diese Ventilklappe, wie Tolstoi sie nennt, lässt sich weder mit Gewaltmassregeln noch mit Wohlfahrtseinrichtungen aus der Welt schaffen, sie wird nur mit der kapitalistischen Gesellschaft schwinden, innerhalb derselben ist sie unausrottbar. Das Proletariat ist sich dessen wohl bewusst, und in einem englischen Liede heisst es:

„Unsere Söhne dienen ihnen am Tage,
Unsere Töchter dienen ihnen des Nachts“.

Das einzige Mittel, das die bürgerlichen Frauenrechtlerinnen kennen, um der Prostitution zu steuern, besteht darin, dass sie den Männern Enthaltbarkeit predigen, den Verkehr in sittlichen Familien preisen, die Gründung von Vereinen zur Hebung der Sittlichkeit empfehlen, das Einschreiten der Polizei wünschen, wo es sich um Ausstellung „schamloser Bilder“ handelt und dergl. mehr. Wenn Frau Hanna Bieber-Böhm von der Prostitution spricht, so kommt sie sich „wie der Arzt vor, der einmal mit dem grossen Messer gekommen ist, das nächste Mal laufen die Kinder davon“ und sie freut sich, dass die Anwesenden diesmal so zahlreich geblieben sind, um ihrer Weisheit zu lauschen. Dabei hat sie selbst, dieser Apostel der Sittlichkeitsfrage unter den bürgerlichen Frauenrechtlerinnen, die jungen Mädchen, ehe sie das Wort ergriffen, aufgefordert, den Saal zu verlassen, da ja sonst ihrer Unschuld Eintrag geschehen könne! Der Kongress hat eben, wie Frau Minna Caucor sagt, „die Sittlichkeitsfrage mit feinem Takt vor der Oeffentlichkeit erörtert.“

Aber nicht nur der Prostitution gegenüber wagen die bürgerlichen Frauenrechtlerinnen nicht Stellung zu nehmen, sie wagen auch nicht für das gleiche Recht der Geschlechter auf Liebe, auf freie Liebe einzutreten. In ihrer tugendreichen Moral betrachten sie es immer noch als die grösste Sünde, sich ohne Segen von Staat und Kirche zu vereinigen.

Der Mann behauptet trotz seiner Abenteuer seine Stelle in der Gesellschaft. Was aber bleibt dem Mädchen übrig? Sein Name ist verfehmt, seine

Angehörigen sagen sich von ihm los, und wenn es den Skandal des Prozesses scheut, so muss es sehen, wie es sich und sein Kind durchbringt. Da sinkt es dann von Stufe zu Stufe und ist schliesslich Eine mehr im Heere der Prostituirten. Ist doch die Prostitution, wie Lily Braun-Gizycki sagt, das einzige Privilegium der Frau.

Aber noch ein Ausweg steht der Gefallenen frei:

Mit der Empfindung: „Herr Gott, ich danke Dir, dass ich nicht bin wie diese“, öffnet ihr die bürgerliche Frau gnädiglich das Magdalenenstift und überlässt es dem jungen, lebenswarmen Geschöpf Busse zu thun dafür, dass es nicht Sitte von Sittlichkeit klug zu unterscheiden wusste.

Die Rolle der Beschützerin ist überhaupt die einzige, die die Frau der Bourgeoisie der sozial unter ihr stehenden Frau gegenüber kennt.

Auf dem Kongress überflossen alle Reden vom Gefühl der Gleichheit, das die bürgerliche Frau für die sozial unter ihr stehende „Schwester“ erfüllt,¹⁾ und nur von Zeit zu Zeit zeigte sich der kapitalistische Pferdefuss. Dieselben Frauen, die vom Gefühl der Gleichheit so durchdrungen sind, dass sie erklären, keiner Klasse anzugehören, haben für die Ausgebeutetesten unter den Ausgebeuteten, mit denen sie täglich und stündlich in Berührung kommen, die sie täglich und stündlich mit Nadelstichen peinigen, für die Dienstboten kein Wort gehabt. Als in zwölfter Stunde auf dem Kongresse von der Dienstbotenfrage gesprochen wurde, da war der Referent ein Mann. Theorie und Praxis!

In Wien sehen wir einen ähnlichen Fall: Als der Allgemeine Oesterreichische Frauenverein — ein Verein, der überhaupt auf radikalem Boden steht — eine Resolution gegen die veraltete Dienstboten-Verordnung gefasst und Petitionen behufs Schaffung einer neuen bei der Statthalterei eingereicht hatte, verlor er eine stattliche Anzahl seiner Mitglieder, da jede Hausfrau es als persönlich gegen sich gerichtet fühlte, was zur Verbesserung der Lage ihres Dienstmädchens geschehen sollte.

De facto ist eben den Frauenrechtlerinnen kaum eine Ahnung davon aufgegangen, dass es „ein grösseres, ergreifenderes Elend giebt, als das der unbefriedigten, berufslosen Töchter ihrer Stände, dass ausserhalb ihrer Klasse ein Kampf gekämpft wird, der ernster, heiliger ist, als der um den Doktorhut und Wahlzettel“, und die einzigen Forderungen, für die die deutschen Frauenrechtlerinnen energisch eingetreten sind, sind: Erschliessung immer neuer Berufsarten für die Frau, Gütertrennung in der Ehe, Erweiterung der Rechte der Mütter.

Durch diese Hauptforderungen dokumentirt die bürgerliche Frauenbewegung, dass sie von den besitzenden Frauen ausgeht und die Interessen der besitzenden Frauen im Auge hat.

Für die Erschliessung neuer „standesgemässer“ Berufe braucht die Proletarierin nicht einzutreten, für sie handelt es sich im Gegentheil darum, von einem Theil der unerträglichen Lasten, von einem Zuviel an Beschäftigung befreit zu werden. Was die Proletarierin verlangt, ist: „Gleicher Lohn für gleiche Arbeit“, eine Forderung, für die die bürgerlichen Frauenrechtlerinnen überhaupt

¹⁾ Uebrigens scheinen die Frauenrechtlerinnen ihre Taktik geändert zu haben, denn auf dem internationalen Frauenkongress, der im August d. J. in Brüssel getagt hat, hiess Fr. Dr. jur. Popelin, die an der Spitze der belgischen Frauenrechtsliga steht, die Vertreterinnen aller Richtungen der Frauenbewegung willkommen, mit Ausnahme derer, die auf dem Boden des Klassenkampfes stehen.

nicht eintreten, da sie, die den besitzenden Klassen angehören, nicht in der Weise auf den Ertrag ihrer Arbeit angewiesen sind, wie die Proletarierinnen.

Andererseits ist die Gütertrennung in der Ehe für die Proletarierin, die kein Vermögen in die Ehe bringt, von nur sekundärer Bedeutung.

Und selbst die Erweiterung der Rechte als Mutter, diese für die Frau der Bourgeoisie so eminent wichtige Frage, kommt für die Proletarierin viel weniger in Betracht. Gewiss, auch sie ist Mutter, auch sie hängt an ihrem Kinde, auch sie wünscht einen Einfluss auf sein Schicksal zu haben, namentlich nach dem Tode des Vaters, aber kann sie es? Ist sie, die den ganzen Tag an die Maschine gefesselt ist, denn in der Lage, sich um die Erziehung ihres Kindes zu kümmern? Kommt sie denn in die Verlegenheit, das Erb ihres Kindes zu verwalten? Das Erbe ihres Kindes besteht ja nur darin, dass ihm von früh auf gelehrt wurde, sich als Paria der Gesellschaft zu fühlen, dass es um seine Kindheit und Jugend betrogen wurde, dass es Hunger, Noth und Elend frühzeitig kennen gelernt hat, dass es im zartesten Alter auf die Strasse hinausgeschickt wurde, um mit zu verdienen und kein unnützer Brodesser zu sein.

Nichtsdestoweniger sind die bürgerlichen Frauenrechtlerinnen fest davon überzeugt, dass sie die Interessen des gesammten weiblichen Geschlechtes vertreten, und dass ein Zusammengehen zwischen bürgerlichen und proletarischen Frauen der einzige wünschenswerthe Zustand ist. Wohlverstanden handelt es sich aber für sie nicht um ein Zusammengehen zweier gleichwerthiger Parteien, nein, sie denken sich das Zusammengehen in der Weise, dass sie die Führung der unter ihnen stehenden „Schwestern“ übernehmen; sie haben das hübsche Wort aufgebracht: „Die Proletarierinnen brauchen Offiziere, und wir eine Armee“.

Gewiss, für die bürgerlichen Frauen wäre es ja ganz vortheilhaft, wenn Millionen von Frauen sich ihnen anschliessen und ihre Petitionen an Kaiser und Reichstag mitunterzeichnen würden. Sie hätten ein viel grösseres Bethätigungsfeld, könnten noch mehr in Wohlfahrtsbestrebungen machen, und hätten vor allen Dingen den grossen Ruhm, dem Sozialismus eine ungezählte Menge von Anhängerinnen oder solchen, die es mit Naturnothwendigkeit in abschbarer Zeit werden müssen, abspenstig gemacht und auf den Pfad der Tugend, auf den Weg der Ordnung und Sitte zurückgebracht zu haben.

Wahrlich, der Plan ist nicht übel und die bürgerlichen Frauen bezeugen eminent viel praktischen Sinn, wenn sie auf dieses Ideal immer wieder hinweisen.

Was würde aber die Proletarierin durch ein Zusammengehen mit der bürgerlichen Frau gewinnen? England zeigt es. Hier, wo es keine grosse, einheitliche sozialdemokratische Partei giebt, wie in Deutschland, stehen die Proletarierinnen thatsächlich unter der Führung der bürgerlichen Frauen, und diese wissen die Interessen der Proletarierinnen so gut wahrzunehmen, dass sie gegen Arbeiterinnen-Schutzgesetze eingetreten sind, aus den gleichen Gründen, die unsere Liberalen geltend machen: sie sind gegen jeden Zwang.

Für ihre eigenen Interessen haben dagegen die bürgerlichen Frauen in England ein sehr scharfes Auge und benützen ihren Einfluss, um politische Propaganda zu treiben. Die konservativen Frauen haben es sich angelegen sein lassen, von Haus zu Haus zu gehen, sich mit den Wählern zu unterhalten, um deren Stimmen für die Kandidaten ihrer Partei zu gewinnen.

Das sind die Früchte des Zusammengehens!

Die bürgerlichen Frauen kämen auch in arge Verlegenheit, wenn sie ernsthaft Vorschläge zur Verwirklichung ihres Ideals machen sollten, denn ernst kann man doch z. B. die Ausführungen von Fräulein Dr. Käthe Schirmacher²⁾ nicht nehmen. Man höre, was sie uns sagt! Nachdem sie den Gedanken ausgesprochen, dass die bürgerlichen Frauen berufen sind, die Erziehung und Leitung der Proletarierinnen in die Hand zu nehmen und nachzuweisen gesucht hat, dass in Deutschland ca. 15 Millionen Frauen für die Bestrebungen der Frauenrechtlerinnen zu haben wären, kommt sie zu der tiefsinnigen Erwägung, dass das preussische Heer nur eine Million Männer umfasst und doch eine Macht ist: welche Macht müssten also 15 Millionen organisirter Frauen sein!

Das Band, welches diese 15 Millionen Frauen, mit den entgegengesetztesten Interessen zusammenhalten wird, soll ein grosser Klub sein, auf dessen Fahne Dr. Käthe Schirmacher „Sport im grossen Stile“ schreibt und für dessen Mitglieder sie ein hübsches praktisches Kostüm erfinden will. Und das Ziel, das sie mit dieser Organisation aller Frauen erreichen will, heisst nicht wirtschaftliche, soziale, politische Gleichberechtigung der Frau, es heisst: Achtung der Strasse. Weit entfernt davon einzusehen, dass die Nichtachtung der Strasse nur der Ausfluss der sozialen Stellung der Frau in der heutigen Gesellschaft ist, folgert Dr. Käthe Schirmacher, dass, wenn die Frauen sich erst die Achtung der Strasse erkämpft haben werden, ihre Befreiung in sittlicher, wirtschaftlicher und politischer Beziehung ohne Weiteres folgen wird.

Das Erkämpfen ist übrigens bei Dr. Käthe Schirmacher wörtlich zu nehmen, da sie sich zu der Behauptung versteigt:

„Und warum das im letzten Grunde? (die Nichtachtung der Strasse). Weil wir nicht gewöhnt sind, mit einem Schlag auf eine Frechheit zu antworten, weil es nicht Sitte ist, dass wir unsere Beleidiger und Verführer zur Verantwortung ziehen, weil wir den Stock ohne Erfolg handhaben würden, und Säbel und Pistole nicht handhaben gelernt haben. Erst wenn wir selbst, die Waffe in der Hand, unsere Beleidiger zur Rechenschaft ziehen können: erst dann wird man uns fürchten, achten, und werden wir frei sein.“

Die weibliche Brüsewitzerei als probates Mittel zur Lösung der Frauenfrage!

Mit diesen Waffen kämpfen sie, mit dem Duell und dem gleichen Kostüm hoffen sie zu siegen und ihr hehres, erhabenes, menschenbeglückendes Ziel zu erringen.

* * *

Mit den bürgerlichen Frauenrechtlerinnen lässt sich Laura Marholm nicht identifizieren. Jene umgehen die Sittlichkeitsfrage in weitem Bogen, Laura Marholm³⁾ dagegen spitzt alle Empfindungen der Frau auf den Geschlechtstrieb zu. Für sie ist die Frau, deren Wesen nicht vom Manne erfüllt ist, „eine Kapsel über einer Leere“, der Mann „der Inhalt des Weibes“, „die Sicherheit des Weibes“, und nur religiöse und geschlechtliche Fragen vermögen nach ihrer Theorie eine Frau auf die Dauer zu fesseln.

Und doch ist ihr trotz ihrer Kapseltheorie, trotzdem, dass sie den Mann den Inhalt des Weibes nennt, der Mann selbst nur Mittel zum Zwecke, der

²⁾ Dr. Käthe Schirmacher: Herrenmoral und Frauenhalbheit. Berlin, Taendler's Verlag.

³⁾ Laura Marholm: Zur Psychologie des Weibes. Berlin, C. Duncker's Verlag.

Zweck aber ist das Kind. Die Frau ist für sie keine selbständige Individualität, sie ist, „ehe sie des Mannes wird“, in einem Zustande der Erwartung, der Spannung, sie ist weicher Thon, bis der Mann kommt und sie nach seinem Willen formt, und je entwickelter die Frau ist, je tiefer ihr Gemüthsleben, je grösser ihre Liebesfähigkeit, desto mehr verlangt sie nach dem Manne, dass er komme und ihrem Leben einen Inhalt gebe. Und wenn er endlich kommt, und er, das Ideal ihrer Mädchenträume, sich nach dem ersten Liebesrausche als ganz gewöhnlicher Sterblicher entpuppt, da kommt die grosse Ernüchterung über sie, und sie „hungert an der vollen Tafel.“ Sie wendet sich vom Manne ab, aber ein neues Gefühl, eine neue Liebesfähigkeit erwacht in ihr, sie wendet sich dem Kinde zu, und erst dadurch, dass sie Mutter wird, erfüllt sie den eigentlichen Beruf der Frau.

Die Frauenrechtlerinnen wollen der Frau immer neue Berufe erschliessen, Laura Marholm dagegen findet es „unweiblich“, wenn die Frau zur Konkurrentin des Mannes im wirthschaftlichen Kampfe wird. Dass sie einzig und allein die materielle Noth dazu treibt — das kann Laura Marholm nicht begreifen. Sie ist naiv genug zu glauben, dass es allein Stuart Mill's und Bebel's Einfluss gewesen ist, der die Frau plötzlich dazu gebracht hat, nach Gleichberechtigung mit dem Manne zu streben.

Trägt es doch den besten Beweis, dass der Frau der Drang nach Bethätigung von Männern suggerirt wurde, folgert sie, wenn man die furchtbar unproduktive Arbeit der Frau sieht. Die Beschäftigung als Buchhalterin, als Verkäuferin, als Telephonistin — an die industrielle Arbeiterin denkt Laura Marholm nicht, denn für sie giebt es auch nur eine Damenfrage — was bietet die dem Weib und seinem Weibempfinden? „Produktiv“ ist aber Frauenarbeit nur, wenn die Frau zur lebendigen Brütmaschine wird und einen kleinen Schreier nach dem anderen in die Welt setzt.

Aber auch für all' die Frauen, die nicht in der Lage sind zu heirathen und Kinder zu gebären, hat sie aus der Tiefe ihres — Weibempfindens einen Ausweg gefunden.

Aus ihrem „Allmuttergefühl“ heraus sollen diese Frauen den Wohlthätigkeitssport im Grossen betreiben und sich namentlich der ausserehelich gebärenden Frauen annehmen. Sie sollen einen Staat im Staate gründen, der sich allein mit der Gründung, Verwaltung und Ausbaugung von Wohlthätigkeitsinstituten befasst. In ihrem Staate sollen die Frauen von der Aussenwelt völlig unabhängig sein, und die höchsten wie die niedrigsten Aemter nur von Frauen verwaltet werden. Auf diese Weise fällt die „unweibliche“ Konkurrenz mit dem Manne fort, und das Allmuttergefühl wird im Frauenstaate ein so intensives sein, dass aus diesem heraus der Beruf der Telephonistin z. B. dem Weibempfinden genügen wird. Wenn Europa schliesslich dem Frauenstaate zu eng wird, was hindert die Frauen über den Ozean zu gehen, Kolonien zu gründen und ihr „Allmuttergefühl“ auf die noch nicht von Europens Höflichkeit beleckten Eingeborenen zu übertragen?

Um das für diese Institution erforderliche Kapital macht sich Laura Marholm keine Sorge: es giebt genügend kinderlose, vermögende Erblasser, die froh sein werden, eine Abzugsquelle für ihr Vermögen zu finden!!

Laura Marholm verlangt, dass man in diesen Vorschlägen, die im Bereich der Phantasie liegen, ernsthaftige Versuche zur Lösung der Frauenfrage sehe.

Sie, die auf normale Menschen den Eindruck einer Hysterikerin macht, hält sich für die einzige, die sich weibliches Empfinden in unserem materialistischen Jahrhundert bewahrt hat und es wagt, die intimsten Bedürfnisse des Weibes zu formulieren.

Laura Marholm lässt sich nur begreifen, wenn man in ihr den Antipoden der bürgerlichen Frauenrechtlerinnen sieht. Haben die bürgerlichen Frauen die Befreiung des Weibes erreichen wollen, indem sie alles in der Frau unterdrückten, was Weib ist, so kam die Reaktion in Laura Marholm, die im Weibe nichts als ihr Geschlecht sieht. Laura Marholm ist der Schrei der geknechteten Natur gegen die sie umgebende Konvenienz, und je heuchlerischer diese Konvenienz sich geberdet, desto ungestümmer, desto einseitiger, desto verzerrter formuliert Laura Marholm ihre Forderung.

Sie befindet sich aber damit nicht nur im Gegensatz zu den Frauenrechtlerinnen, diese hysterische Frau bildet auch den Gegensatz des Typus der neuen Frau in der Litteratur.

Wer ist diese vielzitierte neue Frau in der Litteratur?

Wir begegnen ihr zuerst in Russland in den sechziger Jahren. Es ist Wjera, die Heldin von Tschernyschewskij's „Was thun?“ Ihre jüngere Schwester ist Ibsen's Nora, aber in ihr hat sich der Typus der neuen Frau vertieft. Nora werden nicht wie Wjera alle Hindernisse im Leben vom neuen Manne geebnet und aus dem Wege geräumt, sie erwartet nicht, wenn sie ihren Gatten verlässt, das Glück in einer Ehe mit dem geliebten Manne, ihrer harret der Kampf.

In diesen beiden Frauengesalten sehen wir die Frau von morgen, die sich mit dem Heute abzufinden weiss, und als ganzer Mensch mit der Vergangenheit bricht, um einem neuen Leben, der Voll-Entfaltung ihres Ich entgegenzugehen. Dem Typus der Frau, die ihre ganze Persönlichkeit einsetzt, um enttäuscht, flügelahm zu Grunde zu gehen, oder sich einsam in sich selbst zurückzuziehen, begegnen wir häufiger — im Leben, wie in der Litteratur.

Diesem Typus gehört Arne Garborg's Fanny an. Wir sehen in „Bei Mama“ das resolute, kleine Mädchen mit dem blonden Krausköpfchen, das immer seinen eigenen Weg gehen will; und wir finden die lebenswarme, muthige Fanny in „Müde Seelen“ als Pietistin mit hektischen Flecken auf den Wangen wieder. Aber nicht alle Frauen ergeben sich gleich Fanny, da ist Anna in Hauptmann's „Einsame Menschen“; sie hat mehr Gehirn, mehr Energie und weniger impulsives Empfinden als Fanny, sie geht nicht ins Wasser, weil über ihren Liebesfrühling kalter Reif gefallen ist, sie duckt auch nicht unter, sie wird überwinden, aber sie wird einsam sein. So hat auch ihr, der schönsten Frauengestalt, die die moderne deutsche Litteratur hervorgebracht hat, das Leben, das Heute, das für sie noch nicht reif ist, sein Stigma aufgedrückt.

Und wieder finden wir den Typus der neuen Frau in der russischen Litteratur. Aber es ist nicht mehr Wjera, die als Siegerin aus dem Kampf mit dem Leben hervorgeht, die alle Fragen, alle Konflikte mit einer verblüffenden Selbstverständlichkeit löst, es ist „la femme de trente ans“, die, weil sie keinen Ausweg findet, der Qual ein Ende macht und sich das Leben nimmt. Ein typisches Beispiel ist Olga Sergejewna in Potapenko's „Im Todeskampfe“.

Zwischen Tschernyschewsky und Potapenko liegen 30 Jahre, aus dem Reiche der Utopie sind wir auf dem Boden der Wirklichkeit zurückgekommen,

und in der Wirklichkeit giebt es in der heutigen Gesellschaft, im kapitalistischen Staat, keine Lösung der Frauenfrage.

Die einzige, die dies klar erkannt hat, ist nicht die in den Vorurtheilen ihrer Klasse befangene bürgerliche Frauenbewegung, es ist nicht Laura Marholm, die sich als Befreierin des Weibes geberdet; es ist die sozialistische Partei.

In einem kapitalistischen Staat ist wohl eine Lösung der Mädchenfrage, soweit es sich um die materielle Unabhängigkeit des Mädchens handelt, durchführbar und thatsächlich von einer täglich wachsenden Zahl von Mädchen durchgeführt, niemals aber ist die Lösung der Frauenfrage unter den bestehenden Verhältnissen möglich.

Die Frau muss im kapitalistischen Staate zur Schmutz-Konkurrentin des Mannes werden, und ihr wieder macht das Kind Konkurrenz. So sehen wir allmählich die ganze Familie, Mann, Frau und Kind ihre Arbeitswaare auf dem Markt feilbieten; das Familienleben wird auf diese Weise zerstört, die wirtschaftliche Einheit der Familie zerrissen, und das Resultat ist die immer grössere Verpauperung der Masse. Aber deswegen gegen die Frauarbeit auftreten, deswegen die Frau wieder ins Haus verbannen, hiesse das Rad der Geschichte zurückdrehen wollen.

Die Frauenarbeit hat die wirtschaftliche Einheit der Familie zerstört, aber sie wird ihre sittliche Einheit aufbauen. Nur die Frau, die gleich dem Manne den Kampf ums Dasein kämpft, kann seine Genossin im Kampf der Zukunft werden.

Die Lösung der Frauenfrage ist erst in einer Gesellschaft möglich, in der der Mensch den Beruf, nicht aber der Beruf den Menschen hat.

Man wird in einer höher entwickelten Gesellschaft den Kochherd von dem poetischen Nimbus, der ihn heute noch in den Augen deutscher Frauen umgiebt, entkleiden, und an Stelle des kostspieligen, zeitraubenden Einzelbetriebes wird die grosse allgemeine Küche mit maschinellem Betrieb treten.

Namentlich wird aber die Erziehung der Kinder nicht mehr in den Händen der Mutter liegen, die heute in den weitaus meisten Fällen weder die erforderliche pädagogische Erfahrung, noch die psychologische Feinfühligkeit besitzt, um dieser Aufgabe gerecht zu werden, sondern die Gesellschaft wird die Erziehung der neuen Generation übernehmen und pädagogisch gebildete Kräfte, die die grossen bewegendsten Ideen ihrer Zeit verstehen, werden auf Geist und Gemüth der jungen Menschen einwirken.

Erst im sozialistischen Staat, von keinen inneren und äusseren Vorurtheilen eingengt, als Schranke nur den eigenen sittlichen Massstab, wird es der Frau möglich sein, ein freier Mensch zu werden, sich dem Manne ihrer Wahl in freier Liebe hinzugeben und den „Sprung aus dem Reich der Nothwendigkeit in das Reich der Freiheit“ zu machen.

Njekrassow, ein russischer Dichter, sagt, wir hätten den Schlüssel zu vielen Freiheiten bereits gefunden, nur der Schlüssel zur Freiheit des Weibes läge im tiefsten See, und Gott selbst könne ihn nicht finden. Den lieben Gott wollen wir auch dazu nicht bemühen, wir selbst wollen ihn finden und wir werden ihn finden in der Gesellschaft der Zukunft, in der Gesellschaft des Sozialismus.

Rundschau.

ÖFFENTLICHES LEBEN.

Der Züricher Arbeiterschutz-Kongress war ein Novum für unsere Partei. Zum ersten Male hat sie mit bürgerlichen Sozialreformern, klaren und verschwommenen, reaktionären und fortschrittlichen, an demselben Tisch gesessen. Im Jahre 1893 sprach Bebel auf dem Parteitag in Köln von einem Canossagang, als einige unserer Gewerkschaftler sich an dem Kongresse des freien Hochstifts in Frankfurt a. M. beteiligten. In Zürich nannte er es erfreulich, dass wir trotz des unverkennbaren prinzipiellen Gegensatzes „mit den anderen Herren“ ein Stück Weges gemeinschaftlich gehen können. Es ist hier nicht der Ort, auf diese Wandlungen in den Anschauungen des Näheren einzugehen, nur hingedeutet soll auf sie werden als Symptom, dass unsere Partei, tastend und zögernd zwar, aber doch unverkennbar mit alter Taktik bricht. Gut beglaubigte Schlagwörter stürzen zusammen, ehrwürdige Theorien werden in Frage gestellt. Es gährt an allen Ecken im Parteileben. Unsere Agitatoren, besonders die, welche die Kleinarbeit besorgen, in den Werkstätten agitieren, in bescheidenen Versammlungen sprechen, müssen umlernen

Auf die Tagesordnung des Kongresses und ihre Erledigung braucht hier nicht zurückgekommen zu werden. Die Tagesblätter haben ausführlich darüber berichtet, und unsere Leser sind orientirt. Erfreulich ist, dass in Sachen der Frauenarbeit die radikale und richtige Auffassung die Oberhand behielt, nicht durch den Zufall der Majorität, sondern durch die guten Gründe, die von Frau Zetkin und Frau Braun vorgetragen wurden. Was Decurtius, der Führer der sozialistischen Katholiken der Schweiz, dagegen einzuwenden wusste, war sachlich so unbedeutend, dass selbst die blühendsten Gewächse der Rhetorik die innere mangelnde Logik nicht verbergen konnten. Bei alledem ist Decurtius eine sympathische Figur, wenn man ihn in Vergleich stellt mit unseren deutschen Ultramontanen. Es ist nichts von Knechteligkeit in ihm, er ist ein urwüchsiger Bauerndemokrat und gleicht in dieser Beziehung dem Professor Beck von der katholischen Universität in Freiburg, der das Referat über Sonntagsruhe auf dem Kongresse gehalten hat.

In der merkwürdigen Sammlung europäischer Ideologen, die der Kongress mit unserer Partei vereinte, fielen die Figuren des Abbé Daems und des Pater Stojalowski

auf; der Letzte hat aber wohl kaum noch Anspruch auf den Ehrennamen Ideologe. Man muss das schlaue Augen-Zusammenkneifen des polnischen Priesters gesehen haben, um zu begreifen, dass dieser Mann seinen Frieden mit Rom gemacht hat. Unsere polnischen Genossen werden dem Schlagwort, womit Stojalowski schloss: „Getrennt marschieren und vereint schlagen“ nur in seinem ersten Theile aufrichtig zustimmen. Abbé Daems aber hinterliess einen sehr sympathischen Eindruck, er ist sicherlich kein welterschütternder Geist, aber einer jener ehrlichen Armeleutpriester, die, selbst aus dem Proletariat hervorgegangen, seine Leiden kennen und von dem ehrlichen Wunsch zu helfen durchdrungen sind.

Dass die Leitung und der äussere Verlauf des Kongresses vortreflich waren und auch für unsere internationalen Kongresse vorbildlich sein sollten, ist von unserer Parteipresse bereits gebührend hervorgehoben worden. Eine Kleinigkeit störte vielleicht in den Sitzungen. Das war der demonstrative Beifall, mit dem die sozialdemokratische Majorität ihre Resolutionsvorteile über die Minorität begleitete. Das war nicht ganz artig und um so kindlicher, als die Gegenseite, wenn sie ein paar Groschen mehr aufgewandt hätte, sich auch das Vergnügen der Majorität hätte leisten können. Sie hätte sogar die Mehrheit gehabt, wenn die Katheder-sozialisten nicht wie auf Verabredung dem Kongresse fern geblieben wären, obwohl sie sich vorher angemeldet hatten.

* * *

Der Parteitag der deutschen Sozialdemokratie tritt am 3. Oktober zusammen. Die Tagesordnung weist nur einen fetten Bissen auf: die Beteiligung unserer Partei an den preussischen Landtagswahlen. Alle übrigen Gegenstände sind trockener Natur. Auch der Bericht des Parteivorstandes hält sich im engsten geschäftlichen Rahmen. Nun wird die Debatte über den Hauptgegenstand sicherlich Gelegenheit geben, Ausflüge auf allgemeine Gebiete: Taktik der Partei, Energie ihrer Aktion, Werbekraft ihres Programms, Wandlungen in der Theorie u. s. w. zu unternehmen, aber diese gelegentlichen Bemerkungen werden nur Anzeichen dafür sein, dass sich eine allgemeine Debatte im breitesten Umfange über den Stand und den derzeitigen Charakter unserer Bewegung nicht länger aufschieben lässt. Das nächste Jahr bringt uns die Wahlen

zum Reichstag und zum Landtage, denn wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird die Partei sich auch bei den Landtagswahlen versuchen. Die Ergebnisse werden Anlass genug geben, einmal einen Strich unter die Rechnung zu ziehen und Gewinn und Verlust aufzuzählen.

C. B.

WISSENSCHAFT.

Soziale Evolution und materialistische Geschichtsbetrachtung. Der nach Marx, Namen benannte und von ihm vertretene historische Materialismus ist Gegenstand einer eingehenden Diskussion im Februarhefte einer italienischen Zeitschrift: *Rivista di storia e filosofia del diritto.* Der Verfasser, A. Faggi, beschränkt sich nicht auf eine Analyse desselben, sondern er versucht — und darin besteht die Originalität seiner Arbeit — eine Versöhnung der innerhalb der materialistischen Tendenz hervortretenden beiden Haupttheorien: der somatischen Theorie der Empfindungen, die Dumas, Ribot und Herbert Spencer zu ihren Hauptvertretern zählt, und eben jenem Marx'schen Geschichtsmaterialismus.

Der gelehrte Leiter der *Revue philosophique*, Th. Ribot, hatte in seiner „Psychologie des sentiments“ eine Klassifizierung der affektiven Momente des Seelenlebens und in Weiteren der sogenannten „normalen“ und „anormalen“ Charakter versucht. Von der physiologischen Grundlage des Empfindens im Allgemeinen ausgehend, würdigte der Verfasser insbesondere die Genesis der sozialen Empfindungen, ohne uns jedoch über die durch diese Empfindungen im sozialen Organismus nothwendig hervorgerufenen Metamorphosen irgend welchen Aufschluss zu geben.

„Wir können uns nicht“, schreibt er, „bei der Behandlung der sozialen, ethischen, religiösen u. s. w. Empfindungen mit jenen zahlreichen Fragen befassen, die von ihnen abhängig erscheinen; wir würden uns in endlose Details verlieren. Die Aufgabe der Psychologie stellt sich mir als die folgende dar: Jede der genannten Empfindungen ist bis auf ihren Ursprung zurück zu verfolgen, ihr Charakter genau zu bestimmen und ihre Entwicklung in ihren allgemeinen Zügen zu beobachten — und zwar mit Hilfe aller jener Dokumente, welche uns durch die Ethnologie, die Geschichte der Sitten und Religionen und endlich durch die ästhetische und wissenschaftliche Kultur geliefert werden.“

¹ *Diratta da Giuseppe*; Salvioi et Giuseppe d'Aguano, Palermo 1897.

Dieser Mangel spekulativer Schlussfolgerung schliesst natürlich noch nicht die Abwesenheit jeglicher wissenschaftlicher Ueberzeugung in Bezug auf die Tendenzen der sozialen Entwicklung ein. Ribot kommt der Auffassungsweise des historischen Materialismus sehr nahe, wenn er schreibt: „Der Gang der Geschehnisse ist proportional nicht dem Erfassten, sondern dem Empfundnen.“ Während er aber nur andeutungsweise diejenigen sozialen Leidenschaften berührt, welche sich gerade gegenwärtig am heftigsten manifestiren, folgte Herbert Spencer aus seinen psychophysiologischen Untersuchungen eine direkte Verurtheilung des Sozialismus. Gleichfalls eifriger Verfechter der somatischen Theorie der Empfindungen, nach der diese letzteren und nicht der Intellekt der Individuen die Triebkräfte der sozialen Entwicklung bilden, argumentirt er, dass sich die Bethätigung dieser Empfindungen in der Richtung der Erringung einer grösseren Freiheit der Individuen innerhalb der individualistischen Form der Gesellschaft bewegt.

Ohne sich mit dieser Folgerung zu befassen, erklärt nun Faggi, und mit Recht, dass Spencer von Marx ergänzt wird. Er ist selbst kein unbedingter Anhänger der somatischen Theorie, insofern deren Vertreter den steigenden Einfluss des intellektuellen oder rein geistigen Faktors unterschätzen. Aber zunächst betrachten und beurtheilen der historische Materialismus und die Theorie der somatischen Empfindungen den Menschen vom gleichen Gesichtspunkt aus.

„Der Mensch glaubt für Ideen zu kämpfen, während es organische Ursachen sind, denen er gehorcht; dergleichen vermeinen die Gesellschaften (Gesellschaftsklassen) für Ideen zu kämpfen, während sie in Wirklichkeit von wirtschaftlichen Bedürfnissen bewegt werden.“ (Folgt als Beispiel die materialistische Interpretation der Kreuzzüge, der Kämpfe Franz I. und Karl V., der Kämpfe der Revolution u. s. w.). Unter der Bedingung, dass der Theorie der Empfindungen die intellektualistische Theorie der Taine, Fouillée u. s. f. koordinirt wird (auch Ribot muss, um die feinsten Stimmungen und Gedanken zu erklären, beständig der Entwicklung des Intellekts Rechnung tragen), ist Faggi durchaus Anhänger derselben, aber dann erscheint ihm eben die Formel des historischen Materialismus ihr greifbarster, konsequentester und sympathischer Ausdruck zu sein. „Wir beobachten“, schreibt er, „dass thatsächlich in vielen geschichtlichen Ereignissen das wirtschaftliche Motiv vorherrschend und wesentlich ist; dass dieses

Motiv allein einer genauen wissenschaftlichen Bestimmung fähig ist. . . . Die Wissenschaft ist daher in ihrem Recht, wenn sie das wirthschaftliche Motiv als den wahren Träger der Geschichte betrachtet. Und wir können hinzufügen, dass die Geschichtswissenschaft um so mehr fortschreiten wird, als die Zahl der durch die ökonomischen Gesetze erklärbaren Thatsachen zunehmen wird. Soweit man übrigens ganz auf idealem Felde bleibt, kann man nur ein synthetisches und wechselndes Bild der Dinge vor Augen haben. Auf diese Weise kann, wie man sehr richtig bemerkt hat, eine natürliche Landschaft alle Eigenschaften eines seelischen Zustandes annehmen. Der dem Idealismus substituirte historische Materialismus ist also nichts Anderes als die an Stelle der „Werthe“ (Malerei) gesetzte Welt der „Dinge.“ Jedesmal wenn eine derartige Substituierung vor sich gehen wird, wird die Wissenschaft fortschreiten. Doch muss man sich hüten, wissenschaftliche Abstraktionen mit der Wirklichkeit zu verwechseln. . . . Der historische Materialismus ist die von aussen gesehene Geschichte, wie die somatische Theorie der Empfindungen die von aussen gesehenen Empfindungen sind. Auf dem Felde der Wissenschaft kann die soziale Frage eine ökonomische Frage sein, weil der wirthschaftliche Faktor der einzige wissenschaftlich bestimmbare Faktor ist; in der Domäne der Wirklichkeit, der Praxis, ist die soziale Frage auch eine Frage der Moral.“

Dieser hier analysirte und auszugsweise wiedergegebene Artikel Faggi's ist nur der erste einer Serie, in der im Weiteren der historische Materialismus der Gegenstand eingehender Studien sein wird, soweit seine juristischen und soziologischen Nutzenwendungen in Frage kommen. Wir werden gelegentlich eine Analyse auch dieser weiteren Arbeiten folgen lassen. H. Th.

KUNST.

Kunstzeitschriften. Dass der Kreis derer, die sich mit der bildenden Kunst beschäftigen, in der letzten Zeit stetig wächst, scheint die Thatsache zu bestätigen, dass die Kunstzeitschriften in Frankreich, England und Deutschland in den letzten Jahren einen erheblichen Aufschwung nehmen. Es giebt auch schon eine grössere Anzahl unter ihnen, die sich ausschliesslich mit den modernen Bestrebungen beschäftigen. Eine flüchtige Zusammenstellung der wichtigsten scheint am Platze, da wir an dieser Stelle öfter die eine oder andere Zeitschrift zu erwähnen haben werden.

In Frankreich liefert noch immer werthvolles Material, besonders auch durch die eingehenden Berichte über die Ausstellungen, die „Gazette des Beaux-Arts et de la Curiosité,“ (seit 1865 in Paris.) Neben ausführlichen Studien über die ältere Kunstgeschichte bringt sie Referate über die allermodernsten Ereignisse. Emil Gallé bespricht z. B. im Septemberheft enthusiastisch die Objets d'Art in den letzten Ausstellungen; es ist ganz merkwürdig und könnte den deutschen Zeitschriften ein Muster sein, wie ihre Redaktion jeder neuen Regung der modernen Kunst feinfühlig folgt. — Ebenso verhält es sich auf anderem Gebiete mit der „Revue des Arts décoratifs“ (monatlich 1 Heft, seit 1870 in Paris.) Auch diese bringt Altes und Neues nebeneinander. — Ausgesprochen modern ist dagegen die seit dem Januar in Paris erscheinende Monatschrift „Art et Décoration“. Die bisher erschienenen Hefte bringen ganz prachtvolle Berichte und Reproduktionen, mit starker Bevorzugung der dekorativen Kunst in Frankreich und Belgien. Herausgeber ist Thiébaud-Sisson, und in dem Comité der Direction sind Künstler wie Puvis de Chavannes, Cazin, Grasset, Roty und Fremiet. — Die neue Plakatkunst wird in einem eigenen Organ ausschliesslich behandelt, das vorzügliche farbige Reproduktionen der besten Plakate enthält, „Les Maîtres de l’Affiche,“ seit 1896 herausgegeben von der Imprimerie Chaix, die auch die meisten grossen Plakate gedruckt hat.

England hat drei bekanntere Zeitschriften, die alle drei monatlich erscheinen und im Allgemeinen in demselben Sinne geleitet sind. Das „Magazine of Art“ und „The Art Journal“ (seit 1839 erscheinend) berücksichtigen auch die ältere Kunst und sind etwas ruhiger, ein wenig konservativ gehalten. — Die bekannteste Zeitschrift, die auch bei uns eine ungemein grosse Verbreitung gefunden hat, in seiner Art ein Muster einer sich an das grosse Publikum wendenden Kunstzeitschrift, ist „The Studio. An Illustrated Magazine of Fine and Applied Art.“ Es ist erstaunlich, was sie für 1 Shilling bietet. Sie behandelt, wie ihr Titel besagt, beide Gebiete in gleicher Ausführlichkeit, zieht auch das Ausland heran und ist unentbehrlich für den, der die englische Kunst näher kennen lernen will.

Deutschland hat eine ganze Anzahl von Kunstzeitschriften, aber bisher keine, die der „Art et Décoration“ oder dem „Studio“ gewachsen wäre. Auffallend ist von vornherein, dass es mehrere unter ihnen giebt, die sich an dem Raisonement

genügen lassen und auf die Illustration verzichten, so der „Kunstwart“ (herausgegeben von Ferd. Arenarius in Dresden, seit 1887), das „Atelier“ und die „Berliner Kunsthalle“ (beide in Berlin). Dazu kommt, dass fast alle Litteraturzeitschriften lange Berichte über die Ausstellungen enthalten. Die illustrierten Kunstzeitschriften sind nicht besonders ergiebig für die moderne Kunst. Die „Zeitschrift für bildende Kunst“ (seit 1866, monatlich 1 Hest) ist ebenso wie das parallele Organ, das „Kunstgewerbeblatt“ (Verlag von Seemann in Leipzig) vorwiegend der älteren Kunst gewidmet; beide haben nur hier und da moderne Anwendungen. — Die „Kunst unserer Zeit“ (Kunstverlag von Hanfstaengl in München, seit 1890, monatlich 1 Hest), bringt heute einen Modernen und morgen dem geliebten Publikum für den gehabten Schrecken einen Franz Sinn oder einen Aufsatz von Ludwig Pietsch. — Auch die „Kunst für Alle“ (Verlagsanstalt F. Bruckmann in München, seit 1886, von Friedrich Pecht herausgegeben, monatlich 1 Heste) befriedigt nicht recht, ganz abgesehen davon, dass auch sie mitunter Neigung zu Rückfällen zeigt. Nur hier und da kommt ein gut gelungenes Hest heraus, das einem bestimmten Meister oder Stoff gewidmet ist. — Eine vornehme Zeitschrift im grossen Stil haben wir bekanntlich seit zwei Jahren im „Pan“. Wir werden nächstens auf ihn zurückkommen. — Für den 1. Oktober kündigen sich gleich zwei neue Unternehmungen an, die beide dem Zuge der Zeit folgend die dekorative Kunst stark betonen. Die eine Monatsschrift erscheint in Darmstadt unter dem Titel „Deutsche Kunst und Dekoration“ und wird herausgegeben von Alexander Koch. Sehr viel verspricht die „Dekorative Kunst“, die bei Bruckmann in München erscheint und von Bruckmann und J. Meier-Gräfe (Paris) redigirt wird. Sie ist sehr billig, ähnlich dem „Studio“, und garantirt schon durch den Namen Meier-Gräfe's eine ausgiebige Berücksichtigung des Auslandes. Vielleicht, dass wir hier endlich eine Zeitschrift bekommen, die sich den ausländischen an die Seite stellen kann und die durch weite Verbreitung Verständniss für die aufblühende dekorative Kunst weckt.

O. K.

VARIA.

Zuschriften. Die nervöse Erregung, die Herr Dr. Nettlau bei der Begegnung mit der Sozialdemokratie empfand, und die sich vorjährig in dem merkwürdigen Auspruch konzentrirte, dass es eine Beleidigung gegen

den Zuhörer wie gegen Krapotkin sei, diesen in einem Athemzuge mit Liebknecht zu nennen, — diese nervöse Gereiztheit scheint bei dem Autor der Bibliographie de l'Anarchie in erschreckendem Maasse zugenommen zu haben. Ich darf mir aber das Eingehen auf seine persönlichen Unterschreibungen schenken.

Zu den unpersönlichen Vorwürfen des gekränkten Autors erübrigt sich zunächst die Besprechung des Wortes: „In jedem Menschen steckt ein Stück Revolutionär, i. e. Anarchist“, da Nettlau den ganzen diesbezüglichen Passus zitiert, woraus sich klarlich die Richtigkeit meiner sinngemässen Widergabe des Gedankenganges ergibt; hätten die Anführungszeichen beim „Revolutionär“ gestanden, wie es anfangs beabsichtigt, so wäre auch die wörtliche Zitirung gerecht gewesen.

Nettlau scheint mit der Gegenüberstellung des Anarchisten Dejacque und des Kommunisten Weitling andeuten zu wollen, dass er diese beiden Richtungen als einander ausschliessend ansieht; bislang gab es aber noch sogenannte kommunistische Anarchisten, und mein Irrthum, dass der Autor Weitling zu diesen rechnete, war daher wohl nicht ganz unbegreiflich; freilich nach Herrn Nettlau geschah dieses Irren auf Grund meiner verdorbenen Seele. Cabet ist allerdings irthümlicherweise von mir als bei Nettlau unter den Reihen der Anarchisten befindlich angeführt worden. — In Italien hat in der That anfangs die soziale Bewegung einen anarchistischen Anstrich besessen; bald hat sich indess diese in drei Richtungen getrennt, die man als revolutionäre, anarchistische und sozialdemokratische bezeichnen kann. Herr Nettlau unterscheidet da nicht scharf genug, wie ja so viele seiner Freunde. Gibt es doch immer noch Anarchisten, die den guten, alten Cipriani zu den Ihren zählen, während jeder Italiener weiss, dass Cipriani in rebus politis wie in Bezug auf nationalökonomische Kenntniss ausserordentlich unwissend ist und absolut keine Parteistellung einnimmt. Oder ist in Ihren Augen, Herr Nettlau, jeder Parteilose eo ipso Anarchist? Der Vorwurf, den ich Ihnen machte, bestand gerade darin, dass Sie nicht zwischen Anarchismus und Sozialismus unterscheiden. In seiner Erwiderung giebt der Autor das zu mit der Aufforderung, ich solle ihm aus der sozialistischen Litteratur Italiens die nicht anarchistische nennen!! Was heisst das anders, als dass er die beiden Begriffe verwechsle?!

Um den Verfasser nicht, wie seine näheren Genossen, seinen gewiss berechtigten Bestrebungen, die soziologische Litteratur nach ihrer Materie möglichst genau zu sichten, durch allzu eingehende Kritik seines

Buches abhold zu machen, unterliess ich die vielen Ausstellungen, zu denen Druck, Preis etc. Anlass gaben. Herr Nettlau beruft sich aber auf seine 250 Seiten Text, die ich vergeblich zusammensuchte. Es gehörte wohl diese übermässig grosse Weitläufigkeit der Aneinanderreihung der verschieden sprachlichen Litteratur unbedingt zur luxuriösen Ausstattung des Verleges, der mit dem hohen Verkaufspreis dem Proletariat ohnehin schon die Anschaffung des Buches erschwerte.

Satis, Herr Nettlau! Ich begreife Ihre Nervosität, Ihren gekränkten Autorstolz und Ihre unangenehme Stellung zu Ihren engeren Genossen, wegen Ihrer grösseren Arbeitsamkeit, als sie jene besitzen, — ich begreife Sie so vollkommen, dass ich Sie bedaure.

15. August 1897. Bruno Marquardt.

Es gehört eine ziemliche Gutmüthigkeit dazu, sich mit der Erwiderung des Herrn Bruno Marquardt auf meine Bemerkungen zu seiner „Kritik“ der Bibliographie de l'Anarchie (Brüssel 1897) noch einen Augenblick zu beschäftigen; denn wenn ein Rezensent, überwiesen, ein in Anführungszeichen als „Worte“ von Jemand angeführtes Zitat erfunden zu haben, zur Erwiderung konstatiert, dass wenigstens ein Wort des angeblichen „Zitats“ auch im Original stand, so sind die Begriffe eines solchen Rezensenten von, sagen wir, einem Minimum von Takt und Loyalität so bescheiden, dass es wenig Interesse bietet, ihn weiter zu beachten.

Da Herr M. es noch immer für „wohl nicht ganz unbegreiflich“ hält, dass er vernunthete, ich hielte Weitling für einen kommunistischen Anarchisten, so führe ich aus S. 40 des Buches die Worte an: „le communisme de Weitling, autoritaire et — tout au moins comme moyen de propagande — enveloppant ses principes de la phraséologie religieuse“, im Gegensatz zu dem „mouvement libertaire et athée“ des damaligen „jungen Deutschland.“

Ich forderte Herrn M. auf, aus dem langen Kapitel „Italie“ (S. 110—136) Publikationen zu nennen, die seiner Ansicht nach nicht anarchistisch seien; er drückt sich mit konfusen Phrasen um diese Aufforderung herum und hackt auf Cipriani los, als ob ich etwa diesen als einen Theoretiker des Anarchismus betrachtete. Thatsächlich erwähne

ich nur die Ende der 80er Jahre gegen denselben erschienenen anarchistischen Publikationen, sowie den Prozess von Rom wegen der Ereignisse des 1. Mai 1891; in den vorausgehenden Monaten, bis zu seiner Verhaftung, hatte Cipriani thatsächlich im Sinne der anarchistischen Beschlüsse des Kongresses von Capolago (Tessin, Januar 1891) agitirt, wie dies z. B. erst kürzlich die *Agitazione* von Ancona konstatierte; daher war diese Periode seiner Thätigkeit zu erwähnen.

Die demagogischen Bemerkungen über den „hohen Verkaufspreis“ des Buches (4 Mark) und „den Proletariat“ berühren mich nicht; Bücher in buchhändlerischem oder sozialdemokratischem Verlag, die mit allen Hilfsmitteln des Grossbetriebes hergestellt werden, sind, wenn sie ein ähnlich abstraktes Gebiet behandeln, in der Regel theurer, während gerade die Herstellung dieses Buches — trotz verschiedenartigster freiwilliger Arbeit — einer kleinen Gruppe grosse Opfer auflegte. Dieselbe Gruppe verbreitet ihre Propagandabroschüren übrigens gratis, und auch diese Bibliographie wird Solchen, die sich wirklich dafür interessiren, nach dem bei so vielen anarchistischen Publikationen üblichen Prinzip: „Jeder nach seinen Mitteln“ nicht zu schwer erreichbar gewesen sein. Hierüber darf Herr M. unbesorgt sein.

Noch ein Wort über die unedelikate Art, in der Herr M. einen „merkenswerthen Ausspruch“ von mir verwerthet. Im September 1896 begleitete ich einen Bekannten in Zürich, der bei Herrn M., glaube ich, etwas auszurichten hatte, auf dessen Aufforderung auf diesem Gang, und so sah ich diesen Herrn einige Minuten, ohne dass ich vorher von seiner Existenz etwas wusste. Bei Besprechung des Londoner Kongresses (und anderer Dinge) mag ich die von ihm erwähnte Aeusserung gethan haben, an der ich nichts zu berichtigen finde; ebensowenig finde ich es am Platz, auf diese Provokation hin näher auf dieselbe einzugehen — nur will ich bemerken, dass ich keinen Personenkultus treibe und statt Kropotkin ebensogut fünfzig andere hätte nennen können. Ich hatte bei dieser privaten Aeusserung keine Idee davon, — weder dass ich mich „bei der Begegnung mit der Sozialdemokratie“ befand, wie Herr M. sich bescheiden ausdrückt, nach dass meine Bemerkung, wie es scheint, gleich zu Protokoll genommen und meinen Sündenregister einverleibt wurde.

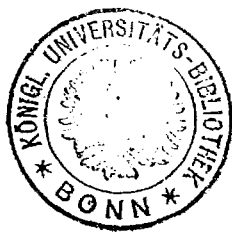
5. September 1897.

Dr. M. Nettlau.

Verantwortlich für die Redaktion: Otto Holz in Berlin.

Verlag der Sozialistischen Monatshefte (B. Heymann), Marien-Strasse 27, Berlin NW.

Druck von Max Bading, Beuth-Strasse 2, Berlin SW.





ARNOLD BÖCKLIN.